

# FORUM *Supervision*

## **Theorie und Praxis**

Annegret Wittenberger

Oskar Negt

Sabine Benninghoff

Doris Finke-Hoppmann

Barbara Riehn-Casarubia

Cornelia Hoffmann

Katharina Gröning

Inge Zimmer-Leinfelder



begründet von Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger  
19. Jahrgang, Heft 38, Oktober 2011

**Herausgeber:**

Katharina Gröning, Jürgen Kreft und Angelica Lehmenkühler-Leuschner

**Wissenschaftlicher Beirat:**

Dr. Max Bartel (Berlin) – Prof. Dr. Annemarie Bauer (Darmstadt/Heidelberg) –  
Prof. Dr. Adrian Gaertner (Bielefeld/Oberursel) – Dr. Wolfgang Schmidbauer  
(München) – Prof. Dr. August Schüle (Wien) – Dr. Michaela Schumacher (Köln) –  
Prof. Dr. Ralf Zwiebel (Kassel)

**Redaktionsanschrift:**

Dr. Jürgen Kreft (geschäftsführender Redakteur)  
Meppener Str. 22, 48155 Münster  
Telefon: 02 51/66 55 64, Telefax: 02 51/6 74 39 58  
JuergenKreft@t-online.de

**Redaktion:**

Maija Becker-Kontio (Moers) – Theresia Menches Dändliker (Zürich) –  
Elke Grunewald (Ingelheim) – Franz Leinfelder (Wiesbaden) –  
Peter Musall (Gelnhausen) – Inge Zimmer-Leinfelder (Wiesbaden)

**Verantwortliche Redakteure für Heft 37:**

Prof. Dr. Katharina Gröning, Freiligrathstraße 10, 44791 Bochum  
Franz X. Leinfelder, Steubenstraße 34a, 65189 Wiesbaden

**Erscheinungsweise und Bezug:**

FoRuM Supervision erscheint halbjährlich (März und Oktober).  
Einzelheft: 14,00 € inkl. MwSt. und Versandkosten  
Jahresabonnement: 22,00 € (2 Hefte) inkl. MwSt. und Versandkosten  
Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis zum 31.12. des  
laufenden Jahres gekündigt wird. Damit die Lieferungen nicht unterbrochen werden,  
bitten wir dringend darum, dem Verlag bei einem Wohnungswechsel die neue Adresse  
mitzuteilen.

**Verlag und Bestellungen:**

Fachhochschulverlag.  
DER VERLAG FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN E.K.  
Kleiststraße 10, Gebäude 1, 60318 Frankfurt  
Telefon: 0 69/15 33-28 20, Telefax: 0 69/15 33-28 40  
E-Mail: bestellung@fhverlag.de  
http://www.fhverlag.de

Satz: Format-Absatz-Zeichen, 65527 Niedernhausen  
Druck: Elektra Reprografischer Betrieb GmbH, Frankfurter Straße 24,  
D-65527 Niedernhausen

© 2011 **Fachhochschulverlag**  
DER VERLAG FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN

ISSN 0942-0045

---

## Inhalt

Vorwort .....	2
<i>Annegret Wittenberger</i> Theorie und Praxis – Bausteine professioneller Identität .....	4
<i>Katharina Gröning</i> Anerkennung als Theorie der Supervision .....	18
<i>Oskar Negt</i> Der politische Mensch – Demokratie als Lebensform .....	32
<i>Sabine Benninghoff</i> Die Reflexion supervisorischer Prozesse anhand sozialwissenschaftlicher Theorien .....	43
<i>Doris Finke-Hoppmann</i> „Habitusanalyse“ – ein Instrument des sozialwissenschaftlichen Verstehens	57
<i>Barbara Riehn-Casarubia</i> Supervision und Beratung – Reflexionen im Rahmen einer akademischen Ausbildung .....	69
<i>Cornelia Hoffmann</i> Freiheit und Selbstsorge als theoretische Grundlage von Beratung und Supervision – oder: Warum „Freiwilligkeit“ nicht nur theoretisch bedeutsam ist. ....	80
<i>Katharina Gröning</i> Reflexive Supervision als theoretischer Ansatz – Entwicklungslinien und praktische Begründung .....	99
<i>Inge Zimmer-Leinfelder</i> Stichworte zur Supervision: Abstinenz – ein psychoanalytisches Konzept in seiner Bedeutung für Supervision .....	111
Randbemerkungen .....	117
Rezensionen .....	119
Veranstaltungshinweise .....	124
Angaben zu den Autorinnen und Autoren .....	126

## Vorwort

„Es gibt nichts Praktischeres als eine gute Theorie.“ Dieses Zitat von Immanuel Kant prägte Überschrift und Inhalt der diesjährigen FIS-Supervisionstage 2011, die das FIS (Fortbildungsinstitut für Supervision) in Kooperation mit der Universität Bielefeld und der DGsv (Deutsche Gesellschaft für Supervision e.V.) Anfang September in Mainz durchführte. Zeitnah erscheint nun das Heft 38 des FoRuM Supervision, in dem die Hauptvorträge der Tagung (Annegret Wittenberger, Katharina Gröning, Oskar Negt), sowie weitere Beiträge zum Thema erscheinen.

Theorien sind der Versuch, Wirklichkeit zu erfassen und zu erklären. Sie bieten Hilfe bei der Navigation zwischen den Klippen des Alltags, den Herausforderungen des Lebens und den Anmutungen von Zeit und Endlichkeit. Aber sie verändern im Laufe der Zeit auch ihre Gestalt, wandeln und erneuern sich. Sie sind ein Spiegel ihrer Zeit und tragen selbst zu deren Veränderung bei. Theorien sind identitätsbildend und prägen die Haltung der Supervisorinnen und Supervisoren. Sie werden auf unterschiedlichen Wegen erworben, werden korrigiert und angepasst, verändert und reflektiert. Sie sind wichtig, aber nicht unantastbar, sie erleichtern den reflexiven Umgang mit professioneller Praxis, können dem unvoreingenommenen Erleben aber auch im Wege stehen.

Es geht also um eine lebendige Balance zwischen Theorie und Praxis, in der beide ihren angemessenen Platz haben und sich wechselseitig inspirieren. Supervision will subjektive Wahrheiten finden. Welchen Platz in diesem Such- und Verstehensprozess jeweils Theorien einnehmen, muss jedes Mal neu erprobt werden. Für uns SupervisorInnen bedeutet dies, die ständige Spannung anzuerkennen, sich immer wieder neu mit der Frage nach angemessenen Theorien zum Verstehen professioneller Realität auseinandersetzen zu müssen. Auch diese Bereitschaft zur ständigen Neustrukturierung betrachten wir als Teil der supervisorischen Haltung und Identität. Die folgenden Beiträge geben Einblick in diesen Prozess aus dem Blickwinkel verschiedener Wissenschaften.

**Annegret Wittenberger**, analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin, illustriert am Beispiel zweier Fallvignetten die neuere Entwicklung der angewandten Psychoanalyse und vermittelt die lebendige und sensible Wechselwirkung von Theorie und Praxis im Rahmen ihrer professionellen Identität. **Katharina Gröning** führt in sozialtheoretisch fundierte Bausteine der Rollentheorie, Theorien des sozialen Konfliktes und insbesondere in die Anerkennungstheorie von Axel Honneth ein und gibt einen Gesamtüberblick über den Stand theoretischer Fundierung der Beratungswissenschaft und auch der Theorie der Supervision. **Oskar Negt** setzt sich mit der Frage, was Wirklichkeit heute ist, auseinander und gewährt einen eindrucklichen Blick in die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen, in denen SupervisorInnen ihre Tätigkeit entfalten.

Den zweiten Teil des vorliegenden Heftes bestreiten vor allem die Studierenden des Masterstudiengangs „Supervision und Beratung“, den die Universität Bielefeld

in Kooperation mit dem FIS durchführt. Sie verbinden die Lehr- und Lerninhalte ihres Studiums mit ihren ersten supervisorischen Praxiserfahrungen und geben Einblick in ihre professionelle Entwicklung, indem sie aufzeigen, wie sie Theorie und Praxis zur Reflexion nutzen und miteinander verbinden.

**Sabine Benninghoff, Doris Finke-Hoppmann, Cornelia Hoffmann und Barbara Riehn-Casarrubia** zeigen in gleichzeitig sehr persönlichen, wie auch wissenschaftlich elaborierten Texten auf, was Theorie und Praxis in der Ausbildung und im Rahmen der Professionalisierung für sie bedeuten und wie sie zueinander in Beziehung zu setzen sind.

Schließlich hat am 20. August in Bielefeld die Theoriereihe „Supervision als reflexive Institution“ begonnen. Katharina Gröning erläutert im letzten Beitrag, der gleichzeitig die Bielefelder Theoriereihe eingeleitet hat, die Bedeutung einer reflexiven Supervision.

Unter der Rubrik „Stichworte zur Supervision“ stellt **Inge Zimmer-Leinfelder** das psychoanalytische Konzept der Abstinenz in seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner Bedeutung für die Praxis der Supervision dar

*Franz X. Leinfelder; Katharina Gröning*

## Theorie und Praxis – Bausteine professioneller Identität<sup>1</sup>

In diesem Vortrag möchte ich versuchen aufzuzeigen, wie in meiner persönlichen beruflichen Entwicklung meine gelernte Theorie in meiner Praxis immer wieder an Grenzen stieß, wie ich über neue Theorien immer wieder ein Stück weit mehr verstehen konnte und wie sich aus verschiedenen Theorien mein eigener theoretischer Hintergrund zusammensetzte, aus dem ich versuche zu verstehen, was in der analytischen Beziehung zwischen mir und dem Kind oder Jugendlichen vor sich geht. Das möchte ich mit zwei Fallvignetten aus einer Kinderanalyse und aus einer Jugendlichenanalyse illustrieren.

Ich weiß, dass das eine anspruchsvolle Aufgabe ist, und ich weiß nicht, ob es mir gelingt, diese Aufgabe zu bewältigen. Zumal sich wohl schon andere, und zwar sehr berühmte Analytiker die Zähne daran ausgebissen zu haben scheinen. So stellte, wie Ferenczi und Rank berichten, Professor Freud auf dem Berliner Psychoanalytischen Kongress 1922 das „Verhältnis der analytischen Technik zur analytischen Theorie“ zum Thema einer Preisarbeit, die untersuchen sollte, „inwiefern die Technik die Theorie beeinflusst hat und inwieweit die beiden einander gegenwärtig fördern oder behindern“. Ferenczi und Rank wollten sich an diesem „Preisbewerb“ beteiligen mit einer Arbeit über die Wechselwirkungen von Theorie und Praxis, gaben aber auf, weil es ihnen nicht gelang, der umfassenden Problemstellung gerecht zu werden. Und, wie sie berichten, ist dieser Preisbewerb „auch sonst ergebnislos geblieben“. Leider stieß ich auf dieses Bändchen von Ferenczi und Rank mit dem Titel „Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis“ (1924), in dem von dem gescheiterten Preisausschreiben Freuds zu unserem heutigen Thema berichtet wird, erst nach meiner Zusage zu dem heutigen Vortrag; vielleicht hätte ich diese Zusage sonst nicht so spontan gegeben.

Spontan zugesagt habe ich, weil ich nach jahrelanger Berufserfahrung als Kinderanalytikerin den Eindruck habe, dass während meiner beruflichen Entwicklung ein Prozess in mir abgelaufen ist, der mir im Rückblick aus einem „Prinzip der inneren Notwendigkeit“ hervorgegangen zu sein scheint, eine Formulierung Kandinskys in seiner Schrift „Über das Geistige in der Kunst“. Kandinsky spricht vom „inneren Klang“ eines Kunstwerks, der die menschliche Seele berührt und auf einem „Prinzip der inneren Notwendigkeit“ beruht. Hanna Segal, eine Schülerin Melanie Kleins, hat in ihrem sehr schönen Buch „Traum, Fantasie und Kunst“ (1991) über kreative Prozesse in Kunst und Psychoanalyse geschrieben. Ich denke, auch Psychoanalyse ist ohne Berührung, ohne inneren Klang nicht möglich. Dies gilt m. E. auch für Supervision, da auch hier in einer Beziehung gelernt wird. Diese innere Notwendigkeit scheint mir ebenso in der Entwicklung der professionellen Identität

<sup>1</sup> Vortrag gehalten auf den FIS Supervisionstagen 2011 in Mainz.

wirksam wie im psychoanalytischen Prozess. Schon Freud schrieb in „Zur Einleitung der Behandlung“, dass „der einmal eingeleitete Prozess seinen eigenen Weg (geht) und sich weder seine Richtung noch die Reihenfolge der Punkte, die er angreift, vorschreiben“ lässt (Freud 1913, S. 463). Meltzer schreibt über den psychoanalytischen Prozess, dass er eine eigene, naturgesetzliche Geschichte hat, die von tief unbewussten Strukturen des psychischen Apparats bestimmt wird (Meltzer 1967). Das gilt m. E. auch für die professionelle Entwicklung: auch sie hat eine eigene spezifische Geschichte, die sich entsprechend unserer intrapsychischen Strukturen und unserer Begegnungen mit unseren Patienten entfaltet.

Wir entwickeln uns mit jedem Patienten mit; so wie Eltern sich in der Beziehung zum Kind mitentwickeln, sozusagen in der Beziehung zum Kind erst zu Eltern werden, so werden wir in unserer Beziehung zu unseren Patienten erst zu Analytikern. Und auch Supervisoren werden erst in der Beziehung zu ihren Supervisanden zu Supervisoren. Casement hat dies, neben Winnicott und Bion, sehr eindrücklich beschrieben in seinem Buch „Vom Patienten lernen“ (1985). Auch ich habe viel von meinen Patienten gelernt. Weniger von den einfachen (falls es solche überhaupt gibt), als vielmehr von Kindern und Jugendlichen, die ich nicht auf Anhieb verstanden habe. Sie veranlassten mich, in der Literatur nach Modellen zu suchen, die mir einen Zugang zu ihnen eröffneten. Umgekehrt erschlossen sich mir manche, mir zunächst unverständliche Theorien dadurch, dass beim Lesen – Sie kennen das alle – bestimmte Patientinnen oder Patienten vor mir auftauchten, die mir ein Verständnis für die Gedanken des Autors oder der Autorin eröffneten. Manchmal blieben mir solche Theorien, wie z. B. die von Melanie Klein, zunächst rätselhaft, bis ich einem Kind begegnete, in dessen Spiel und Verhalten ich gerade diese Theorie gespiegelt fand. Ich werde Ihnen gleich ein Beispiel dafür schildern.

Ausgebildet wurde ich ziemlich klassisch freudianisch, also auf dem Boden der psychoanalytischen Theorie, wie sie Sigmund Freud entwickelte und wie sie von seiner Tochter Anna bewahrt und speziell auf die Kinderanalyse ausgeweitet wurde. Auf der Grundlage dieses Theoriegebäudes behandelte ich meine ersten Patienten. Doch dann kam Zohra zu mir, und ich durch sie an meine Grenzen.

### Die gute und die böse Brust

Zohra, wie ich sie nenne, war ein kleines, spindeldürres, dabei extrem vitales vierjähriges Mädchen, das wegen einer gravierenden Essstörung und heftigstem aggressiven Verhaltens zu mir in die Therapie gebracht wurde. Sie trieb ihre Pflegemutter, die Zohra als Zweijährige wahrscheinlich vor dem Hungertod gerettet hatte, durch ihre Attacken zur Verzweiflung und immer wieder an den Rand des Erträglichen. „Sie verletzt uns nur.“ – „Sie macht unsere Familie kaputt.“ – Und: „Wenn es so weitergeht, können wir sie nicht behalten“, klagte die Pflegemutter in den Elterngesprächen.

„Warum macht sie das?“ Diese Frage wurde von den Pflegeeltern und auch den Erzieherinnen im Kindergarten, wo Zohra ebenso der Rauswurf drohte, immer wieder gestellt. Hätte ein solches, in den ersten beiden Lebensjahren durch Misshandlung und Vernachlässigung schwer traumatisiertes Kind seinen Rettern nicht unendlich dankbar sein müssen? Hätte Zohra nicht alles tun müssen, um weiterhin bei ihnen bleiben zu können? „Warum macht sie das?“, fragte die Pflegemutter natürlich auch mich.

Die gängige Antwort, dass traumatisierte Kinder ihre Bezugspersonen austesten, befriedigte mich nicht. Einen Weg zum Verständnis eröffnete mir Melanie Kleins Theorie über die paranoid-schizoide und die depressive Position, den kindlichen Sadismus und die manische Abwehr, unter der ich mir beim erstmaligen Lesen wenig hatte vorstellen können, die mir stellenweise sogar abstrus erschienen war. Ich kann ein paar Aspekte daraus hier nur andeuten. Jedenfalls wurde mir klar: Zohra war noch gar nicht fähig zur Dankbarkeit, da sie die depressive Position noch nicht erreicht hatte. Sie konnte noch nicht wahrnehmen, dass ihre Angriffe auf das vermeintlich böse Objekt (wenn die Pflegemutter sie bspw. frustrierte, was ja im Familienalltag unvermeidlich ist) auch das gute Objekt verletzen, sonst hätte sie quälende Schuldgefühle empfinden müssen. Also verleugnete sie die Bedeutung des Objekts, flüchtete sich in die Größenfantasie der paranoid-schizoiden Position, die Fantasie, niemanden zu brauchen. Diese von Melanie Klein als manische Abwehr bezeichnete Haltung sieht so aus: Zur Vermeidung depressiver Ängste wird die Bedeutung des Objekts verleugnet, der andere mit Hohn und Verachtung überschüttet. Auch Melanie Kleins Beschreibung einer bösen Brust, die im Säugling Angst hervorruft, von ihr zerstört zu werden, war mir beim ersten Lesen zunächst fremd geblieben. Bis Zohra mir in ihren Spielen zeigte, was damit gemeint ist.

Sie entdeckt z. B. den kleinen Puppenschulranzen im Puppenhaus, ist plötzlich wie elektrisiert, sucht sofort die winzigen Messerchen zusammen und packt sie in den Ranzen. Sie füllt ein Döschen mit Sand, schüttet den Sand auf ein Tellerchen, nimmt ein Gabelchen und isst. Dabei bleibt es aber nicht beim spielerischen „als ob“, wie wir es von gesunden Kindern kennen, die ihr Tun mit den Worten begleiten: „Ich würde jetzt wohl essen“ oder ähnlichen Kommentaren im Konjunktiv, sondern sie dreht sich plötzlich zu mir um, zeigt mir ihre sandbeklebte Zunge und fragt, ob man Sand essen kann, sagt dann selbst, Sand sei ungesund. Ich verstehe sie so: Der messergefüllte Ranzen symbolisiert das schmerzhaft schneidende Hungergefühl im Bauch, an dem Zohra in den ersten beiden Lebensjahren so extrem gelitten haben muss. Nach Melanie Klein hat das Baby noch keine Vorstellung von Abwesenheit, also davon, dass ihm etwas Lebenswichtiges, die Nahrung fehlt. Sondern es empfindet das Hungergefühl als ein in seinen Bauch eingedrungenes böses Objekt. Klein bezeichnet dieses böse Objekt als „böse Brust“, im Gegensatz zur sättigenden „guten Brust“ in der befriedigend verlaufenden Stillsituation. In dem Moment, wo es um Nahrungsaufnahme geht, kann Zohra plötzlich nicht mehr spielen. Aus dem Tun „als ob“ wird konkretes Tun: sie isst den Sand

wirklich. Aus der echten Symbolisierung wird symbolische Gleichsetzung (Segal 1957). Das Symbol Sand verwandelt sich in Nahrung zurück, und zwar in „unge-sunde“, giftige Nahrung, die im Körperinneren Schaden anrichtet. Hier schießt Zohra ihre zentrale Angst dazwischen, die Angst, durch in sie eindringende böse Objekte, eine böse Brust, zerstört zu werden. So half mir Zohra, Melanie Klein zu verstehen, und Melanie Klein half mir, Zohra zu verstehen. Dies war naturgemäß nur ein winziger Ausschnitt aus einem jahrelangen komplexen Prozess.

## Tun und Sein

Worum es mir geht: In meinen Analysen merkte ich immer wieder, dass das theoretische Modell in meinem Kopf nicht passte, wie ein schlecht sitzendes Kleidungsstück. Dabei frage ich mich heute: Wem passt das theoretische Modell eigentlich nicht: mir? dem Patienten? unserer Beziehung? Meltzer, ein Schüler Bions, schreibt in einer Arbeit mit dem Titel „Gedanken zur Veränderung meiner psychoanalytischen Methode“ (Kutter et al. 1988), seine „Unzufriedenheit mit dem im Behandlungszimmer wirksamen Modell der Psyche“ müsse „allmählich eine Verschiebung vom Denken in genetischen Phasen in Richtung auf eine Feld-Konzeption bewirkt haben“ (S. 249). Hier trifft Meltzer sich wiederum mit Ferro, der die Psychoanalyse in einem „bipersonalen Feld“ angesiedelt sieht, in dem Analytiker und Patient gemeinsam eine neue Geschichte erschaffen. Dieses eher räumliche als lineare Modell zeigt sich schon in Melanie Kleins Theorie der Entwicklung, die bei ihr eher spiralförmig in Zyklen verläuft, im Unterschied zu Freuds Phasenmodell.

Irgendwann stieß ich auf Ludvig Igra, einen schwedischen Analytiker, der über Tun und Sein in der Analyse schreibt: das Tun des Analytikers verkörpert sich in einer männlich geprägten, eindringenden, erkennenden Haltung, die in der Deutung kulminiert, das Sein des Analytikers in einer weiblich geprägten, aufnehmenden, raumschaffenden Haltung, die den Patienten wachsen lässt (Igra 1994). Mein Eindruck ist, dass für mich mit meinen Patienten die weiblich geprägte Haltung des Seins im Laufe der Zeit immer förderlicher geworden ist, meinen Beziehungen mit den Kindern und Jugendlichen besser „passt“.

Gleichzeitig geht meines Erachtens auch die Entwicklung der psychoanalytischen Theorien insgesamt in diese, eher weiblich geprägte Richtung. Während die Analytiker früher eher bestrebt waren, den Widerstand des Patienten zu bekämpfen und sein Unbewusstes aufzudecken, neigt man heute eher dazu, die angemessenen Bedingungen herzustellen, um dem Unerledigten die Möglichkeit des Auftriebs und der Mitteilung zu geben (Will 2008, S. 10). Schon Winnicott hat dies 1971 für seine eigene berufliche Entwicklung so beschrieben: „Ich bin selbst erschrocken, wenn ich daran denke, welche tiefen Veränderungen ich manchmal durch meine Bedürfnisse zu deuten bei Patienten einer bestimmten Kategorie verhindert oder hinausgezögert habe. Wenn wir nur abwarten können, kommt der Patient von ganz allein kreativ und mit größter Freude zu einem Verständnis, und ich kann diese Freude

heute mehr genießen als früher das Gefühl, klug zu sein... Dabei gehe ich von dem Prinzip aus, dass der Patient und nur er die Antwort weiß“ (Winnicott 1985, S. 101).

Eine ähnliche Haltung finde ich bei Bion und besonders in Ferros Schriften: Von, wie er sie nennt, gesättigten Deutungen kommt Ferro zunehmend mehr zu ungesättigten Deutungen. Gesättigte Deutungen entsprechen einem männlich geprägten Analytiker-Stil: Der Analytiker weiß und gibt dem Patienten Antwort. Ähnlich ein Supervisor, der weiß und dem Supervisanden Lösungen vorgibt. Ungesättigte Deutungen dagegen bestehen darin, dass der Analytiker in einer eher weiblich geprägten Haltung den Raum für eine Frage öffnet, die dem Patienten auf der Suche nach sich selbst weiterhilft. Ferros bekanntes Beispiel ist seine ungesättigte Deutung auf die Mitteilung eines Patienten in dessen erster Analysestunde, er habe letzte Nacht geträumt, er liege in seinem Bett und ein furchterregender Wolf mit Brille sitze hinter ihm. Der Patient fügt hinzu, dass er diesen Alptraum als Kind oft geträumt habe. Ferro, der selbst Brillenträger ist, verzichtet auf die naheliegende Intervention, die Angst- und Verfolgungsgefühle des Patienten bei der ersten Sitzung anzusprechen, sondern er entscheidet sich für eine ungesättigte Deutung und kommentiert diese Mitteilung mit: „Es muss für ein Kind sehr beängstigend sein, wenn ein Wolf hinter ihm sitzt.“ Damit knüpft er an die Emotionen des Augenblicks an. „Der Patient spürt, dass seine Angst verstanden, seine emotionale Erfahrung geteilt und aufgenommen wird. (So als sagte der Analytiker taktvoll: „Es ist nur allzu verständlich, dass du – Kind – bei der ersten Sitzung Angst vor mir hast, vor deiner eigenen Triebhaftigkeit, vor all dem Unbekannten in dir.“)“ Ich würde, wenn es mein Patient wäre, gedanklich noch hinzufügen: Und vor dem, was in der Beziehung zu mir, einer für dich völlig Unbekannten, auf dich zukommt. Auf Ferros ungesättigte Deutung hin erinnert sich der Patient an eine Tante, die ebenfalls eine Brille trug und ihm als Kind Französisch beibrachte, eine Sprache, die ihm sehr gefiel, obwohl er anfangs befürchtet habe, dass er sie nie lernen würde. Ferro versteht dies so: „Das anfängliche Gefühl von Verfolgung und Ohnmacht hat sich in etwas Vertrauterem, Gezähmterem verwandelt; ohne Panik und mit Hilfe der psychoanalytischen Brille kann das Erlernen der neuen Sprache des Unbewussten beginnen.“ (Ferro 2002, S. 1f.)

Diese Formulierungen „gesättigt“, bzw. „ungesättigt“ gehen auf Bion zurück. Bions Vorstellung, dass Gedanken einen Denker finden und nicht von einem Denker produziert werden, finde ich ebenfalls hilfreich für die analytische Situation, in der nicht ein Analytiker weiß und ein Patient nicht weiß, sondern in der ein analytisches Paar gemeinsam Bedeutung sucht. So wie in Pirandellos Theaterstück: „Sechs Personen suchen einen Autor“. Im Rückblick bin ich geneigt zu sagen: Theorien finden mich, wenn ich sie brauche.

## Sackgassen und Denkräume

Jeder, der therapeutisch oder beraterisch arbeitet, kennt Situationen, in denen man in eine Sackgasse gerät, Situationen von oft quälender Ausweglosigkeit, wo man unter einen oft immensen Handlungsdruck gerät, einen Druck, unbedingt und sofort etwas machen zu müssen. Johann Zauner, ein sehr erfahrener Göttinger Psychoanalytiker, bei dem ich in Kontrollanalyse war, antwortete auf die häufig gestellte Frage: „Was macht man da?“ immer sehr gelassen: „Nicht gleich machen, erst verstehen.“ Bei ihm habe ich gelernt, mich in solchen Situationen nicht zu fragen: „Was kann ich tun?“, sondern: „Was ist gerade los, hier, in der Beziehung zwischen meinem Patienten und mir?“ Also nicht gleich nach einer Technik zu greifen, sondern zu versuchen, zuerst eine Theorie als triangulierendes, Denkraum schaffendes Element zu finden. Also zu versuchen, das zu aktivieren, was Ralf Zwiebel den „Inneren Analytiker“ nennt (Zwiebel 2001).

Aber oft versteht man ja gerade nichts in solchen Situationen, und man leidet daran, dass einem nichts einfällt, und dann hilft die Erwartung, verstehen zu müssen, nicht weiter. Bei Bion bin ich dann auf die „Negative Capability“ gestoßen, die Fähigkeit, Nichtwissen zu ertragen, oder die Toleranz für Unwissenheit. Bion hat diesen Begriff von dem englischen Dichter Keats übernommen. Nach Keats verfügt ein Mensch über diese Fähigkeit, wenn er in der Lage ist, „in Ungewissheiten, Rätseln, Zweifeln zu verharren, ohne gereiztes Greifen nach Tatsachen und Begründung“. Diese wunderbare Formulierung Keats bestätigt wieder einmal Freuds Eindruck, die Dichter wüssten durch Intuition alles das, was er in mühseliger Arbeit aufgedeckt habe (Brief an Arthur Schnitzler vom 14.5.1922).

Betty Joseph schreibt über die Angst verstanden zu werden bei bestimmten, schwerer gestörten Patienten. Solche Patienten erleben Verstandenwerden als Verschmelzung mit dem Objekt, als Gefahr drohenden Selbstverlusts, so als ob sie dann im anderen verschwinden würden. Im Nicht-Verstandenwerden besteht für sie ein Schutz vor Auflösung der Grenze zwischen Selbst und Objekt, daher setzen sie unbewusst alles daran, Verbindungen anzugreifen (Bion 1959). Nichts darf Bedeutung bekommen. Und wo nichts von Bedeutung ist, gibt es auch nichts zu verstehen. Und wenn ich nichts verstehe, kann ich auch nicht denken. Dann fällt mein innerer Denkraum in sich zusammen, und die Beziehung mit meinem Patienten wird zweidimensional. Das Dritte, das sich in meinem Kopf abspielen könnte, das Nachdenken über die Beziehung mit Hilfe der Theorie ist in solchen Momenten nicht mehr oder noch nicht möglich.

Nicht mehr möglich ist es, wenn durch Auftauchen neuer Ängste die depressive Position vorübergehend wieder verlorengegangen ist und der Patient auf die paranoid-schizoide Position zurückpendelt, dabei Zuflucht sucht in omnipotenten Fantasien und die Abhängigkeit vom Objekt verleugnet, wie etwa in der manischen Abwehr, die ich Ihnen bei meiner kleinen Patientin Zohra beschrieben habe. Noch nicht möglich ist das Nachdenken über Beziehung, wenn der Patient die depressive

Position noch nicht erreicht hat, oder um mit Bion zu sprechen, seine Alpha-Funktion zum Denken der Gedanken noch nicht ausreichend entwickelt ist. (Auf diesen Begriff Bions komme ich noch zu sprechen.) Bei solchen Patienten muss man erst warten, bis ein Container gewachsen ist, der es ihnen ermöglicht, Bedeutung zu suchen und diese Bedeutung zu integrieren. Ferro vergleicht Deutungen als Vermittlung von Bedeutung „mit Frachtgut, für das an Bord eines Schiffes Platz gefunden werden muss, nur dass wir kein Schiff, sondern ein Boot zur Verfügung haben. Wir müssen das Boot zuerst erweitern (die Alpha-Funktion des Apparats zum Denken der Gedanken), bevor die gewichtigen Inhalte an Bord genommen werden können.“ (Ferro 2003, S. 19)

Wenn also in der psychoanalytischen Situation der Denkraum in sich zusammengefallen ist, dann brauche ich die Negative Capability, die Toleranz für Unwissenheit. Ich kann dann nur noch fühlen, in Abwandlung eines bekannten Spruchs aus der schwarzen Pädagogik „Wer nicht hören kann, muss fühlen“. Fühlen, wie es mir geht in dieser Situation, dieser Beziehung, in der Hoffnung, über mein Empfinden meinen Denkraum wiederzugewinnen. Ich weiß dann immer noch nicht, ob und wenn ja, wann es mir gelingen wird, meinen „Inneren Analytiker“ wieder zu aktivieren. In solchen Situationen kann die Balintgruppe ein Ort sein, an dem Auswege aus solchen Sackgassen gefunden werden können. Auch eine reichhaltige praktische Erfahrung ist hilfreich, einfach deshalb, weil sie Zuversicht vermittelt, dass auch schwierige Situationen überwunden werden und zu einem guten Ende führen können, auch wenn manche Therapien scheitern. Deshalb habe ich einem Ausbildungskandidaten, der zu Beginn seiner praktischen Ausbildung während seiner ersten beiden Behandlungsfälle Probleme hatte und zu zweifeln begann, ob er für den Beruf des Kinderanalytikers geeignet sei, und der mich fragte, ob er die Ausbildung abbrechen oder weitere Fälle übernehmen solle, sehr klar geantwortet: unbedingt möglichst viele Behandlungen durchführen! (Allerdings kannte ich ihn gut und war von seiner Eignung überzeugt.)

### Ein psychisches Verdauungssystem

In der Therapie mit einer jugendlichen Bulimie-Patientin, die ich Lotta nenne, fiel es mir besonders schwer, meinen inneren Denkraum zu erhalten, bzw. immer wieder neu zu öffnen. Lotta ist 16, als sie zu mir kommt. Ihr Äußeres ist unscheinbar, auf den ersten Blick könnte man nicht sagen, ob sie Junge oder Mädchen ist. Ihr Blick hängt wie saugend an meinem Gesicht, und ich spüre Druck, ihr ganz viel geben zu müssen. Ohne Pause fügt sie Satz an Satz, meist Klagen über die Schlechtigkeit der Welt und sich selbst darin als Opfer. Es ist eine zweidimensionale Welt von Täter und Opfer, Macht und Ohnmacht, in der es nur Entweder-Oder, Sieg oder Niederlage und kein „Intersubjektives Drittes“ (Benjamin 2004) gibt. Ihre Essstörung präsentiert Lotta mir im Erstgespräch als das einzig konkret Fassbare in ihrem Leben. Ihr werde immer gesagt, sie sei ein stilles Etwas, das in der Ecke sitzt

und traurig dreinschaut. Ich merke schnell, dass ihr das Gefühl eines eigenen, kohärenten und abgegrenzten Selbst fehlt. In ihrem Symptom hat Lotta so etwas wie einen Identitätsersatz gefunden.

Bulimie. Früher habe ich immer wieder gelesen, der unbewusste „Sinn“ des Erbrechens liege in der Exkorporation des „bösen Objekts“. Aber mir fehlte dennoch ein Verständnis. Was ist genau das böse Objekt? Und wie genau wird es inkorporiert, so dass es notwendig wird, es wieder loszuwerden? Erst durch Gianna Williams' Buch „Innenwelten und Fremdkörper“ (1997) bekomme ich eine Ahnung von der intrapsychischen Dynamik, die ihren Ausdruck im Symptom des gierigen Essens mit nachfolgendem Erbrechen findet oder, wie meine Patientin es nennt: in ihren „Fress-Kotz-Anfällen“.

Williams beschreibt anschaulich, wie es in der kindlichen Entwicklung zu einer solchen Störung kommen kann. Die Wurzel liegt in der frühen Mutter-Kind-Interaktion, deren Qualität den Aufbau der inneren Welt des Kindes bestimmt. Voraussetzung für eine gesunde emotionale Entwicklung ist das Entstehen eines psychischen Verdauungssystems durch die immer wiederkehrende Erfahrung im Umgang mit der Mutter, dass sie Empfindungen, Gefühle, Unbehagen, die das Kind nicht benennen und über die es deshalb auch noch nicht nachdenken kann, in sich aufnehmen und diese in modifizierter, für das Kind erträglicher Form diesem zurückgeben kann. Diese Fähigkeit der Mutter nennt Bion Alpha-Funktion. Mit Hilfe ihrer Alpha-Funktion kann die Mutter Gefühlen Bedeutung verleihen, sie zu etwas transformieren, worüber auch das Kind nachdenken kann. Sie fungiert als ein „Verwandlungsobjekt“ (Bollas 1987) für ihr Baby. Sie nimmt ihm sozusagen Unverdauliches ab, nimmt es in sich auf und gibt es ihm verdaut zurück, ähnlich wie manche Vögel die für ihr Küken unverdauliche Nahrung zunächst selbst schlucken, dann als vorverdauten Bissen wieder herauswürgen und diesen, verwandelt in bekömmliche Nahrung, dem Küken füttern. Das elterliche Objekt muss also in der Lage sein, psychische Schmerzen und Ängste zu ertragen, die das Kind nicht ertragen kann. „Wenn das Kind immer wieder dieses Containment (Bion) erlebt hat, kann es diese Funktion (die Alpha-Funktion) im Lauf seiner Entwicklung verinnerlichen. Dadurch ist es nach und nach in der Lage, selbst mit seinen Ängsten in seinem eigenen inneren Raum fertig zu werden“ (Williams 2003, S. 151). Durch die Verinnerlichung des Containments der Mutter entwickelt das Kind einen eigenen Raum in seinem Inneren, sozusagen ein psychisches Verdauungssystem, das nicht angeboren ist, sondern durch wiederholte Erfahrungen mit einem gelingenden frühen Containment erworben wird. In diesem System, mit Hilfe der internalisierten Alpha-Funktion der Mutter, lernt das Kind allmählich, seine schmerzlichen, ängstigen Empfindungen wahrzunehmen, zu verstehen, darüber nachzudenken und sie so in erträgliche Empfindungen zu verwandeln, die es in sein Selbst integrieren kann, anstatt sie als unverdaulich auszustoßen, zu projizieren. Dieser Vorgang trägt zum Aufbau einer Persönlichkeit bei, die mit jeder neuen Integration bereichert und gefestigt wird.

Ferro sagt (mündliche Mitteilung), dass bei ungenügender Alpha-Funktion der Mutter das Kind viele wilde, primitive, archaische Beta-Elemente produzieren muss, um die Mutter zur Bildung eines Containers und damit zur Entwicklung ihrer Alpha-Funktion zu zwingen. Dieses Bild lässt sich auch auf meine Erfahrung mit Patienten anwenden: Patienten, die ich nicht verstehe, deren Beta-Elemente ich nicht in erträgliche Empfindungen, also in Alpha-Elemente „verwandeln“ kann, zwingen mich dazu, meinen Container zu vergrößern und meine Alpha-Funktion auszubauen mit Hilfe von weiteren Theorien.

Zurück zur Mutter-Kind-Interaktion: Wenn der Aufbau eines psychischen Verdauungssystems im Kind misslingt, weil es z. B. der Mutter selbst während der ersten Lebensmonate ihres Kindes nicht gut geht, sei es, dass sie sich überfordert fühlt, alleingelassen, nicht genügend unterstützt vom Ehemann oder der eigenen Mutter, sei es dass sie den Hunger ihres Kindes als unstillbare Gier empfindet, weil er sie an eigene unbefriedigte orale Bedürfnisse erinnert, dann besteht die Gefahr, dass eine solche Mutter eigene Ängste und andere schmerzliche Gefühle in das Kind projiziert, statt die des Kindes zu containen. Dann kann das Objekt das Kind nicht nur nicht beruhigen, sondern ruft selbst noch Angst im Kind hervor. Williams nennt dies, im Gegensatz zur entwicklungsfördernden Alpha-Funktion, „Omega-Funktion“. Sie schreibt: „So wie die Introjektion der Alpha-Funktion dazu verhilft, Verbindungen und eine Struktur herzustellen, so führt die Omega-Funktion zu einem gegenteiligen Effekt; sie unterbricht und fragmentiert die Entwicklung der Persönlichkeit“ (Williams 2003, S. 154). Auch hierzu gibt es eine Parallele in der analytischen Situation: wenn der Analytiker z. B. erschöpft, übermüdet oder mit großen eigenen Sorgen belastet ist, kann es passieren, dass er dem Patienten nicht mehr hilfreich sein kann, weil er selbst – hoffentlich nur vorübergehend – in die Omega-Funktion abgerutscht ist.

Williams schildert, wie der Versuch des Kindes, die Introjektion dieser desorganisierenden Omega-Funktion zurückzuweisen, „zu schweren Essproblemen führen kann“ (Williams 2003, S. 155). Wenn die Eltern die Ängste des Kindes, besonders seine Todesangst, nicht aufnehmen können, setzt ein Prozess ein, der die Todesangst des Kindes nur noch verstärkt. Es kommt dann zu „namenloser Angst“ (Bion), weil keiner dieser Angst Bedeutung verleiht. In ihrer späteren Erkrankung hat Lotta für diese namenlosen Ängste, die in ihr wüten, eine Art Containment gefunden. Sie erlebt ihre Bulimie auch als Hilfe, obwohl sich das komisch anhört, weil – und das habe sie auch ihrer Schwester gesagt, die meinte, Lotta solle einfach damit aufhören –, weil sie „sonst vielleicht gar nicht mehr da säße“, das sagt sie mir kurz nachdem ihre Therapie begonnen hat.

Mit Williams Modell der „Omega-Funktion“ verstehe ich, welchen Nutzen Lotta von ihrer Erkrankung hat: Im Erbrechen versucht sie immer wieder, die in sie eingedrungenen Projektionen der Mutter auszustoßen, im heißhungrigen Fressanfall ihre dadurch entstandene innere Leere zu füllen, worauf die Angst, durch unverdauliche, giftige Nahrung zerstört zu werden, wieder zum Erbrechen führt. Durch

die gestörte frühe Mutter-Kind-Interaktion konnte sie kein funktionierendes seelisches Verdauungssystem aufbauen. Ihre Psyche ist sozusagen zweidimensional geblieben, leer und flach, um seelische Schmerzen abzuwehren. Wenn kein Innenraum vorhanden ist, haben die als verfolgend erlebten Projektionen der Eltern in das Kind, die man mit Melanie Klein auch als „böse Brust“ bezeichnen könnte, keinen Platz. Damit schützt sich das Kind vor Angst und Schmerz. „Der Zusammenbruch des inneren Raumes (als würden zwei Seiten eines Ballons aneinander kleben, wenn die Luft entweicht) hat die Funktion, unerwünschte Bewohner für eine gewisse Zeit vor die Tür setzen zu können“ (Williams 2003, S. 35). Solche Kinder tragen nach Williams ein unsichtbares Schild vor sich mit der Aufschrift „Kein Zutritt“. Aber auch ein gutes, hilfreiches Objekt kann nun nicht mehr verinnerlicht werden, das Kind verarmt innerlich, kann kein Identitätsgefühl entwickeln. Das Einzige, was Lotta sicher hat, ist ihre Essstörung.

Naturgemäß konstellierte sich diese Zweidimensionalität zunächst auch in unserer Beziehung. Immer wieder klagt Lotta, es sei ihr so komisch im Kopf, so unklar, wie benebelt, sie kriege ihre Gedanken nicht zusammen. Die Verwirrung erstreckt sich in der Gegenübertragung auch auf mich, vorwiegend immer dann, wenn Aggression in unserer Beziehung deutlicher spürbar zu werden beginnt. Damit wird meine Alpha-Funktion beeinträchtigt. Immer wenn es uns gelingt, die Verwirrung mit dem Auslöser in Verbindung zu bringen, wird ein wenig frische Luft in den Ballon unserer Beziehung und darüber auch in ihren psychischen Innenraum geblasen, und die verklebten Wände lösen sich voneinander. Aber auch indem ich die Verwirrung ertrage und gemeinsam mit ihr anzuschauen versuche, findet dieses schwer erträgliche Gefühl (einschließlich der dahinterstehenden Aggression) doch einen Container und muss nicht als „namenlose Angst“ zu ihr zurückkehren und zu ihrem Verfolger werden. Hier ist wieder meine „negative capability“ gefordert: die Fähigkeit, auch unangenehme Zustände und Nicht-Verstehen auszuhalten, die eine wichtige Errungenschaft der depressiven Position darstellt.

Vermutlich spürt Lotta im Laufe der Therapie immer deutlicher, dass ich beginne, zu einer wichtigen Person in ihrem Leben zu werden, was sie für in der Zukunft liegende unvermeidliche Schmerzen verletzbar macht. Denn das Lebendigwerden des unbewussten Konflikts, das Erreichen der depressiven Position ist mit Schmerzen verknüpft. Zur Abwehr von seelischem Schmerz werden Gedanken vernebelt, Verbindungen abgebrochen (Williams 1997), der Raum, der etwas aufnehmen könnte, vollgestopft mit Verwirrung, etc. Aber jedes Mal, wenn es uns gelingt, über unsere Beziehung, über Ängste und Gefühle nachzudenken und zu sprechen, spannt sich das analytische Dreieck auf, und Lotta gewinnt mit der allmählichen Verinnerlichung dieses Dreiecks mehr Kontakt zu ihrer inneren Welt (Segal 1991). Damit nähert sie sich nach und nach der Lösung ihrer inneren Konflikte, sie werden ihr in einem neu gewonnenen inneren Raum zugänglicher, erlebbarer und bewusster, und sie kann zunehmend spielerischer, kreativer und angemessener damit umgehen. Das ist die Voraussetzung zur Befreiung und Integration ihres „wahren



Selbst“ (Winnicott), was ihr Symptom überflüssig macht und ihr die Entwicklung einer eigenen, weiblichen Identität ermöglicht.

### Triangulierung und professionelle Identität

Besonders hat mir das Konzept der Triangulierung im wahrsten Wortsinn eine neue, dritte Dimension eröffnet, die ich – nicht nur für meine Praxis – als äußerst hilfreich erlebe. Winnicott sieht im Übergangsraum eine gemeinsame Schöpfung von Analytiker und Patient, in dem beide Transformationen durchlaufen und bisher noch nicht Begriffenes eine symbolische Repräsentation erhalten kann (Bohleber 2007). Bohleber weist darauf hin, dass nach Britton (1998) „die Theorie das Element im triangulären Raum von Analytiker und Patient (bildet), das die Fähigkeit des Analytikers zu denken sichert“ (Bohleber 2007, S. 997). Die Funktion von Theorien für die Identitätsbildung des Analytikers – und vielleicht auch des Supervisors – beschreibt Bohleber so: „Der Analytiker befindet sich nicht nur in einer Beziehung zum Patienten, sondern auch zu der virtuellen Gemeinschaft der psychoanalytischen Praktiker, mit denen er bei der Anwendung von theoretischen Konzepten und Behandlungstechnischen Regeln entweder einen inneren Konsens sucht oder mit deren Richtung er sich identifiziert ... Es verschafft eine narzisstische Befriedigung, Konzepte und theoretische Sichtweisen mit anderen zu teilen, mit denen man sich verbunden fühlt“ (Bohleber 2007, S. 996). Dies vermittele ein Gefühl von Sicherheit, was vor allem in Behandlungssituationen zum Tragen komme, die geprägt seien von anhaltender Unsicherheit und emotionalem Druck.

Generell kann man sagen: Analytiker bringen theoretische Modelle mit, Patienten stellen sie infrage. Dabei geht es immer wieder um Befreiung aus Sackgassen. Eine Theorie ist dann für mich, meinen Patienten, unsere Beziehung und damit für meine Praxis gut, wenn sie mich, uns aus einer Sackgasse befreit. Ich kann im Rückblick nicht mehr nachvollziehen, wie sich die verschiedenen Theorien in mir zusammenfügten und meine eigene Vorstellung von seelischen Strukturen formten. „Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?“ könnte ich mich mit dem bekannten Buchtitel David Prechts fragen. Vielleicht ist es so: Im Laufe meiner beruflichen Entwicklung stoße ich immer wieder an Grenzen meines Verstehens. Diese Grenzen zwingen mich, Nicht-Wissen zu ertragen, bis mit Hilfe für mich neuer Aspekte weiterer Theorien eine „Gestalt“ sich zeigt, eine „ausgewählte Tatsache“, um mit Bion zu sprechen, die plötzlich ein Verständnis eröffnet, gepaart mit einer starken Emotion. Aus diesen Aspekten verschiedener Theorien, mit denen ich mich selektiv identifiziere, entwickelt sich meine private Theorie. Diese private Theorie ist in ständigem Wandel begriffen, sie ist, solange ich behandle, im Fluss, sie ist nie fertig. Vielleicht könnte man im Anklang an Kleist sagen: Es ist die allmähliche Verfertigung der Theorie beim Praktizieren.

Es bleiben Fragen: Beim Überdenken meiner eigenen beruflichen Entwicklung fällt mir eine Bewegung von eher männlich geprägten Theorien zu eher weiblich

geprägten Theorien auf. Dies entspricht, wie schon erwähnt, der psychoanalytischen Theorie-Entwicklung insgesamt, die man etwas salopp so bezeichnen könnte: „Von der Triebdeutung zur Intersubjektivität“ oder „Von der Ein-Personen-Beziehung zum bipersonalen Feld“, vielleicht auch „Vom Tun zum Sein“. Interessant ist: Es sind nach Melanie Klein vorwiegend männliche Theoretiker, besonders Bion, Meltzer, Winnicott, Ogden, Ferro u.v.m., die sich in diese, eher weibliche, Richtung entwickelt haben. Hängt dies mit einer fortschreitenden Integration des „anderen“, abgewehrten, latenten Persönlichkeitsanteils mit zunehmender Reife, bzw. Lebenserfahrung zusammen? Also in diesem Fall mit der Integration des Weiblichen bei männlichen Theoretikern? Und wie verläuft die entsprechende Entwicklung bei weiblichen Theoretikerinnen? Oder rückt die Welt insgesamt mehr zusammen, vielleicht im Sinne einer geistigen Globalisierung, und wir nehmen das östliche (indische, chinesische) Menschenbild zunehmend mehr in den Blick, womit das (östliche) Sein gegenüber dem (westlichen) Tun zunehmend größere Bedeutung erhält? Oder ist es einfach der Ausschlag des Pendels zur anderen Seite: Früher stand eine männliche Haltung ganz im Vordergrund (der Begründer der Psychoanalyse war ja auch ein Mann), und jetzt wird eine weibliche Haltung zunehmend mehr als sinnvoll erfahren, bevor sich die Theorie in der Mitte einpendelt? Dieses Einpendeln deutet sich an in der zunehmenden Betonung der Spannung und des Oszillierens zwischen den Polen (z. B. bei Zwiebel 2007), der Verschränkung von männlich und weiblich in einer kreativen inneren Urszene, in der mütterliche und väterliche Objekte zusammenkommen, auch in der analytischen Situation.

Zum Abschluss möchte ich noch ein gutes Argument für die stetige Verflechtung von Theorie und Praxis anführen: Kürzlich erschien im Psychotherapeuten-Journal ein Artikel über zwei internationale empirische Studien zur professionellen Entwicklung von Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten über die Lebensspanne mit dem Titel „Zwischen Wachstum und Stagnation“ von Jeschke und Wolff (2010). Die Autorinnen, übrigens keine Psychoanalytikerinnen, stellen einem negativen Entwicklungszyklus, in dem sich aufreibendes Engagement und Erschöpfung gegenseitig hochschaukeln und durch Demoralisierung, Unzufriedenheit und Interessensverlust, bedingt durch ein vorzeitiges Sich-Verschließen zu immer größerer Stagnation führen, einen positiven Entwicklungszyklus gegenüber, in dem die stetige umfassende Reflexion der eigenen therapeutischen Tätigkeit, die sich nie auf ihren Lorbeeren ausruht, als Königsweg benannt wird, um Wachstum und Zufriedenheit mit der Arbeit als Therapeut zu erreichen. So schützt eine offene und selbstreflexive Haltung mit einem Bewusstsein für die Komplexität psychischer Prozesse und der Suche nach einem immer noch genaueren und tieferen Verständnis, auch, wie ich meine, mit Hilfe von Supervision, vor Stagnation und damit letztlich auch vor Burn-Out.

„Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ In Abwandlung dieses Zitats von Immanuel Kant könnte man auch sagen: Theorie ohne Praxis ist leer, Praxis ohne Theorie ist blind. Fruchtbar und hilfreich ist eine enge kontinuierliche Verflechtung von beiden.

## Literatur

- Benjamin, J. (2004): Beyond doer and done-to: an intersubjective view of thirdness. *Psychoanalytic Quarterly* 73, 5-46.
- Bion, W. R. (1959): Angriffe auf Verbindungen. In: Bott Spillius, Elizabeth (Hg.) *Melanie Klein heute*. Bd. 1, München 1990.
- Bion, W. R. (1962): Lernen durch Erfahrung. Frankfurt am Main 1990.
- Bohleber, W. (2007): Der Gebrauch von offiziellen und privaten impliziten Theorien in der klinischen Situation. *Psyche* 61, S. 995-1016.
- Bollas, Ch. (1987): Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte. Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung. Stuttgart 1997.
- Britton, R. (1998): Glaube, Fantasie und psychische Realität. *Psychoanalytische Erkundungen*. Stuttgart 2001.
- Casement, P. (1985): Vom Patienten lernen. Stuttgart 1989.
- Ferenczi, S./Rank, O. (1924): Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis. Leipzig.
- Ferro, A. (2002): Interpretation, Dekonstruktion, Erzählung oder die Beweggründe von Jacques. *Psyche* 56, S. 1-19.
- Ferro, A. (2003): Das bipersonale Feld. Konstruktivismus und Feldtheorie in der Kinderanalyse. Gießen.
- Freud, S. (1913): Zur Einleitung der Behandlung. *GW* 8, 454-478.
- Freud, S. (1980): Briefe 1873 – 1922. Frankfurt am Main.
- Igra, L. (1994): Stilles Töten. Das Konzept der inneren Urszene. *Forum der Psychoanalyse*, Bd. 10, H. 3, 199-212.
- Jeschke, K./Wolff, S. (2010): Zwischen Wachstum und Stagnation – Die professionelle Entwicklung von Psychotherapeut/inn/en über die Lebensspanne. *Psychotherapeuten-Journal* 1, S. 25-33.
- Joseph, B. (1989): Psychisches Gleichgewicht und psychische Veränderung. Stuttgart 1994.
- Kandinsky, W. (1952): Über das Geistige in der Kunst. Bern 2002.
- Klein, M. (1962): Das Seelenleben des Kleinkindes. Stuttgart 1983.
- Meltzer, D. (1980): Gedanken zur Veränderung meiner psychoanalytischen Methode. In: Kutter, P. et al. (Hg.): *Die psychoanalytische Haltung*. München 1988.
- Meltzer, D. (1967): *Der psychoanalytische Prozess*. Stuttgart 1995.
- Ogden, T. (1997): *Analytische Träumerei und Deutung*. Wien 2001.
- Segal, H. (1957): Bemerkungen zur Symbolbildung. In: Bott Spillius, E. (Hg.): *Melanie Klein heute*. Bd. 1, München 1990.
- Segal, H- (1991): *Traum, Fantasie und Kunst*. Stuttgart 1996.
- Will, H. (2008): Über die Position eines Analytikers, der keine Schule entstammt. Eine Fallstudie zum Verhältnis von privater und öffentlicher Theorie. *Psyche* 62, S. 1-27.
- Williams, G. (1997): Innenwelten und Fremdkörper. Abhängigkeitsbeziehungen bei Essstörungen und anderen seelischen Erkrankungen. Stuttgart 2003.
- Winnicott, D. W. (1971): *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart 1985.
- Wittenberger, A. (1998): Zohra – Essstörung als Ausdruck einer Störung in der Objektbeziehungsentwicklung. In: Schule-Markwort et al.(Hg.): *Psychische Störungen im Kindes- und Jugendalter*. Stuttgart 2001.
- Wittenberger, A. (1994): *Von Goldgräbern und Geisterjägern. Drei Kinderanalysen*. Tübingen 2001 (edition diskord, jetzt bei Brandes & Apsel, Frankfurt am Main).

- Wittenberger, A. (2005): Zur Psychodynamik einer jugendlichen Bulimie-Patientin. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 54, S. 337-353.
- Wittenberger, A. (2001): Der „kleine Hans“ und der „arme Ben“. Einige Überlegungen zur Bedeutung des dreidimensionalen Raumes. *Forum Supervision*, 9. Jg., H. 18, S. 83-98.
- Zwiebel, R. (2001): Zum Konzept des „Inneren Analytikers“. *Forum Supervision*, 9. Jg., H. 18, S. 65-82.
- Zwiebel, R. (2007): Von der Angst, Psychoanalytiker zu sein. Das Durcharbeiten der phobischen Position. Stuttgart.

Anschrift der Autorin:

Annegret Wittenberger, Korbacher Straße 245 D, 34312 Kassel.

## Anerkennung als Theorie der Supervision<sup>1</sup>

Die sich in der Bundesrepublik konstituierende Beratungswissenschaft fragt nach Theorie, auch nach Theorie der Supervision. Gleichzeitig fragt sie danach, mit welchen Theorien Supervisorinnen und Supervisoren arbeiten bzw. welche Theorien in den Ausbildungsinstituten vermittelt wurden. Auch wenn es nicht die allgemeine Theorie der Supervision gibt, ebenso wenig wie es derzeit nicht die allgemeine Theorie von Beratung gibt, so gibt es doch aus der Perspektive der (guten) Praxis eine Reihe von theoretischen Stützpunkten und Konsense über den Beratungsprozess, zumindest unter dem Dach eines Paradigmas. Das Paradigma, um das es in den nachfolgenden Überlegungen geht, geht zurück auf in der Supervisionsausbildung des FIS entwickelte, sozialtheoretisch fundierte Bausteine für die Supervision. Es ist derzeit noch nicht gelungen, die Linien der Theoriebildung und Begründung des Supervisionsverständnisses des FIS vollständig zu rekonstruieren. Dies hängt auch mit der Vielfalt an sogenannter „grauer Literatur“ zusammen – also Papiere, Inputs und nicht veröffentlichte Beiträge und Vorträge.

Das FIS hat Supervision als integrierten Beratungsansatz konzipiert, der praktisch und methodisch auf drei Konzepten ruht: soziale Rolle, Psychoanalyse und Theorie des sozialen Konfliktes. Die angewandte Rollentheorie wird dabei weniger funktional als interaktionistisch verstanden, also mehr in der Tradition von George Herbert Mead (Mead 1978) als in jener von Parsons oder Dahrendorf (1959). Mit den Bezügen zur Psychoanalyse in der Supervision wird ebenfalls ein mehr ethnopsychanalytisches, interaktionistisches und sozialwissenschaftlich fundiertes Verständnis der Psychoanalyse sichtbar als ein klinisches. Zu nennen ist der Bezug auf Parin (1978) und Erdheim (1986) als Ethnopsychanalytiker und Mentzos (1986) als Theoretiker eines psychoanalytisch fundierten Institutionskonzeptes. Hier ist die Frage der Supervision, welche auch unbewussten Beziehungen die beruflich sozialisierten Menschen zu ihrer Institution eingehen und welche Konflikte daraus entstehen. Schließlich wird die Gruppendynamik in der Tradition von Lewin (1963) genannt. Kurt Lewin hat Konflikte bevorzugt der Sphäre des Sozialen zugeordnet und in diesem Zusammenhang die Feldtheorie entwickelt. Anders als der Zeitgeist der Epoche von 1890 bis ca. 1960 mit ihren eugenischen, menschenökonomischen und klinischen Ausrichtungen und der starken Individualisierung von sozialen Problemen als Ausdruck minderwertigen Erbgutes hat Lewin die Lebensbedingungen und sozialen Strukturen als wirksam im Alltag, in der Kommunikation, in der Psyche der Menschen verstanden und eine enge Verbindung von Psyche und Sozialsphäre angenommen. Die Methode des gruppendynamischen Labors

<sup>1</sup> Vortrag gehalten auf den FIS Supervisionstagen 2011 in Mainz.

nimmt letztlich an, dass sich innerhalb von Gruppen, wenn diese kommunizieren, soziale Strukturen reproduzieren.

Diese genannten theoretischen Elemente sind im Konzept des FIS interventorisch verbunden mit der von Habermas geprägten Unterscheidung zwischen verständigungsorientiertem kommunikativem und instrumentellem Handeln. Supervision in diesem Verständnis ist gebunden an verstehende und konsensbildende Aushandlungsprozesse in beruflichen Beziehungen, Gruppen, Teams und Organisationen und demnach paradigmatisch aus einer kantianischen Denkweise begründet. Sie versteht sich vernunft- und verständigungs-, diskursorientiert und dem Konzept politischer Demokratie verpflichtet. Insofern wäre die Umsetzung der Supervision eine Hilfe zur Herstellung und Gewährleistung praktischer Fairness im Beruf und Unterstützung bei der Führung eines gelingenden Lebens, insofern berufliche Dimensionen betroffen sind.

Indessen: alle genannten Theorien sind mindestens dreißig Jahre alt und der Diskurs zur Beratung und Supervision ist weitergegangen. So hat die Soziologie sich von der Theorie der Institution fast vollständig entfernt und favorisiert heute eine Theorie sozialer Systeme. Viele Supervisoren sind faktisch von der Verwendung der Theorie der Institution zur Theorie der sozialen Systeme übergewechselt. In den 1990er Jahren haben weiterhin Theorien der Individualisierung im Gegensatz zur Feldtheorie dominiert und radikalisiert sich gerade in Konzepten wie dem Arbeitskraftunternehmer (Voß/Pongratz 2004). Und schließlich haben auch in der Psychoanalyse Entwicklungen stattgefunden, die zum Beispiel Konzepte der Feinfühligkeit und der Empathie unter dem Dach der Bindungstheorie und der Neubewertung von Rene Spitz, Wilfred Bion, Melanie Klein, Donald Winnicott in einem anderen – nämlich anerkennungstheoretischen – Licht erscheinen lassen. Beratungstheoretisch verlangt dies u. a. eine andere Bewertung von Carl Rogers und auch des psychoanalytischen Abstinenzkonzeptes.

Es sind also Anschlüsse zu suchen und ebenfalls eine Art paradigmatisches Dach. Dies ist der Versuch der vorliegenden Ausführungen. Neben das modernisierungstheoretische und systemtheoretische Paradigma in der Beratungswissenschaft soll auf der Basis der referierten Säulen Feld- und Konflikttheorie, Psychoanalyse und Rollentheorie als Theorie sozialen Handelns ein anerkennungstheoretisches Paradigma formuliert werden.

Mit dieser theoretischen Ausrichtung bliebe die Supervision, im Gegensatz zu Coaching, Counseling, Consulting mit ihren Elementen von NLP, Lösungsorientierung und Ressourcenfokus sowie den damit verwandten Beratungsformen unter dem Dach jener beratungswissenschaftlichen Diskurse und Verständnisse, in deren Mittelpunkt Mündigkeit steht. Sie müsste andererseits aber auch die Beratungskritik aufnehmen, die sich zurecht an ihre Adresse richtet. Gemeint ist hier die praktische Verhaftung der Beratung in einer klinischen und pastoralen Attitüde, wie es die Kritik von Bude (1988) über Beratung als trivialisierte Therapie aufgedeckt hat.

Als Ziel von Beratung ist Mündigkeit beratungstheoretisch ein geradezu klassischer Bezugspunkt. Sie findet sich schon bei Aristoteles. Hier gilt der Mensch als grundsätzlich ratbedürftig und tut gut daran, einen richtigen Berater zu suchen, sich Rat erteilen zu lassen und diesem auch zu folgen (Gröning 2011). In der Antike war der Berater ein Philosoph, der die Sorgen und Nöte des Ratsuchenden reflektierte, ihm half, sich besser kennen zu lernen, und seine Entscheidungen begleitete. Die Methode der Beratung nannte man Parrhesia: das Wahrsprechen. Historisch betrachtet ist diese auf Mündigkeit und Reflexion hin orientierte Supervision und Beratung seit den 1960er Jahren ein wissenschaftliches Thema und hat viel mit der wissenschaftlichen und politischen Verarbeitung der NS-Zeit zu tun. Hierher gehört auch das Projekt einer Neubestimmung sozialer Arbeit, welche für die Supervision eine entscheidende Bezugsdisziplin war und ist (Wittenberger 2011).

Gerhard Leuschner hat in den 1980er Jahren einen Supervisionsbegriff geprägt, den er „reflexive Institution“ nannte. Beratungswissenschaftlich begründen Leuschner u.a. damit ein Beratungsverständnis, welches sich sowohl vom Beratungsprozess der psychologischen Beratung mit ihren Elementen: Erstgespräch, Diagnose, Prognose, Maßnahme unterscheidet, als auch von einem Verständnis welches u.a. bei Foucault (1988) immer wieder kritisiert wird, nämlich die beraterische Zurückführung auf das Selbst. Supervision als reflexive Institution knüpft vielmehr an das Bemühen um Mündigkeit an und dies schließt denn auch jene Verständnisse ein, die sich auf das Unbewusste und das Verdrängte richten. Supervision als reflexive Institution verstanden braucht eine nicht klinische sozialwissenschaftlich eingebettete Psychoanalyse.

### **Psychoanalytisch fundierte Sozialtheorien und ihre Bedeutung für Supervision als reflexive Institution**

Die Psychoanalyse nimmt Bezug auf das Andere im Menschen und auf das Andere in der Institution, das unbewusste Verhältnis von Mensch und Institution, Mensch und Gesellschaft. Sie ist aus zwei Gründen für eine Theorie von Supervision hoch bedeutend. Erstens ist sie, vor allem in der Tradition von Massenpsychologie und Ich-Analyse (Freud 1921), direkt anschlussfähig an die modernen Sozialtheorien von Michel Foucault, Cornelius Castoriadis und Pierre Bourdieu. Alle drei beziehen sich in ihren jeweiligen Theorien zwar nicht direkt auf die Psychoanalyse, sie sprechen in ihren Sozialtheorien aber sehr deutlich Dimensionen der Gewalt und ihre Unbewusstmachung durch Konstrukte wie pathologisch und normal, brauchbar und unbrauchbar an, z. B. Foucault in „Überwachen und Strafen“, in der „Geburt der Klinik“, besonders aber in der „Theorie der Pastormacht“. Hier kommen Foucault und Bourdieu z. B. Mario Erdheim sehr nahe.

Bourdieu wiederum hat mit „Habitus“ und „Feld“ und im „sozialen Sinn“ ebenfalls die unbewussten Motive, Handlungsstrukturen und Reproduktionsmechanis-

men von sozialer Ungleichheit und Herrschaft aufgedeckt, so wie dies die Ethnopsychanalytiker tun. Den begriff des Feldes übernimmt Bourdieu von Lewin, um sozialpsychologische Wirkkräfte, bei Lewin die Vektoren, zu erfassen (Lewin 1963, Bourdieu 1997a). Mit seiner Theorie der Inkorporation sozialer Strukturen (Bourdieu 1997b) im Konzept des Habitus hat er zudem die strukturfunktionalistische Sozialisierungstheorie deutlich in ihrer Begrenzung aufgezeigt. Sozialisierung ist eben kein Prozesse der vorwiegend kognitiven Aneignung von Rollen, sondern ein Prozess, der unter die Haut geht, eine Formung der Person in einem spezifischen sozialen Feld, welche darin mündet, eine spätere soziale Position zu verkörpern. Hier kommt Bourdieu z. B. Paul Parin und den Anpassungsmechanismen sehr nahe. Zudem sei die Bedeutung der Initiation erwähnt, die Mario Erdheim als die zentrale Institution für Prozesse der sozialen Anpassung – nicht nur in den sogenannten kalten Kulturen – formuliert hat. Was heißen diese Weiterentwicklungen des Denkgebäudes der Psychoanalyse nun genau?

### **Menschliche Sozialisation aus psychoanalytischer Sicht und die Bedeutung von Institutionen**

Im Mittelpunkt eines psychoanalytischen Konzeptes von Sozialisation steht zunächst im Zeitabschnitt der frühen Sozialisation die Sozialisation der Affekte. Emmi Pikler, Wilfred Bion, Donald Winnicott, Melanie Klein und John Bowlby haben u.a. hier aufgezeigt, dass die gute Entwicklung eines Kindes gebunden ist, an die Beziehungserfahrungen, guten Bindungen und die Befriedigung der Bedürfnisse des Kindes. Von anderen Sozialisierungskonzepten unterscheidet sich die Beschreibung dieser Lebensphase, dass die frühe Sozialisation nicht als Lernort, sondern als Erfahrungsraum primärer Intersubjektivität verstanden wird, in dem sich (meist) Mutter und Kind im Erleben von gemeinsamen Gefühlen einüben (Honneth 1992). Auf diese Weise gewinnt die Seele des Kindes Form, eine „psychische Haut“ (Pikler) entsteht und die sogenannten Alpha-Erfahrungen (Bion) führen dazu, dass das Kind in seinen Gefühlen durch die Spiegelungen der good-enough Mutter (Winnicott) Bedeutungen finden kann.

Winnicott hat zurecht darauf aufmerksam gemacht, dass diese zugleich wunderbare und komplexe Entwicklung gebunden ist an soziale Bedingungen, wenn er formuliert, dass auch die Mutter, um diese spiegelnden Erfahrungen an das Kind zu geben und seine Affektstürme aufzunehmen (containing), gehalten werden muss. Der Schutz dieses Erfahrungsraumes ist eine soziale Frage und nicht umsonst zu haben. Gleichzeitig ist er von vielen Diskursen bedroht, dem Diskurs um die Selbstverantwortung, die es vor allem alleinerziehenden und alleinlebenden Müttern abverlangt, sich früh um den Erwerb zu kümmern, dem Diskurs um Modernisierung der Geschlechterverhältnisse, der aufzeigt, was es Frauen kostet, wenn sie in diesem gesellschaftlich nicht anerkannten Raum verbleiben, dem ökonomischen Dis-

kurs, der das volkswirtschaftliche Interesse an den hochqualifizierten Frauen formuliert und nicht zuletzt dürfte die Sozialangst eine Rolle spielen, während der Lebensphase der Säuglingspflege und Elternzeit sozial und ökonomisch marginalisiert zu werden und abzurutschen.

Es ist eines der sozialen Probleme unserer Zeit, dass gesellschaftliche Organisationsformen und primäre menschliche Bedürfnisse nach Sorge nicht zusammenpassen oder nur auf Kosten der Frauen verwirklicht werden. Vor allem Bourdieu hat im „Elend der Welt“ darauf hingewiesen (vgl. Bourdieu 1997c), dass der Mangel an den von der Psychoanalyse beschriebenen frühen Beziehungserfahrungen und die daraus entstehenden seelischen Formen wie Ängstlichkeit und Affektregression in den Instanzen der sekundären Sozialisation umgedeutet werden. Vor allem die Schule, aber zunehmend auch der Kindergarten übersetzt Traumatisierung in Leistungsschwäche, wodurch das Element der Scham wirksam wird. Weniger zu wissen, weniger zu haben und weniger zu können, ist eine soziale Erfahrung von benachteiligten Kindern, die sich zur häufig mangelhaften frühkindlichen Beziehungserfahrung hinzufügt und die Entwicklung des Ich-Ideals und Über-Ichs mit prägt.

Mit der Erfahrung der sozialen Scham und Unterlegenheit geht jedoch – und dies dürfte eine nicht unerhebliche Quelle für Devianz sein – die Verletzung des Gerechtigkeitsgefühls einher sowie die Gewissheit, dass einem irgendwie Unrecht geschehen ist. Die wiederum prägt die Entwicklung auch des späteren Über-Ich und begünstigt eine besondere Abweichung im Aufbau der Moral (Wurmser 1993). Soweit die Beschreibung einer von Mängeln und Defiziten geprägten Sozialisation. Umgekehrt gilt aber auch, dass das Kind alle guten Erfahrungen, gute Bindungen, die Alpha-Elemente, die sichere Basis etc. aufnimmt und in psychische und kognitive Entwicklung, Exploration und Weltinteresse umsetzt.

Bei Bourdieu wird diese gesamte Entwicklung – im Guten wie im Schlechten – die Inkorporation genannt. Über die dem Kind in seiner Lebenswelt zur Verfügung stehenden Chancen, vermittelt über die Generationsbeziehungen inkorporiert es die Kapitalien im jeweiligen Feld und entwickelt über vielfältige Konditionierungen, Identifizierungen und Reaktionen den Habitus.

Aus supervisorischer Sicht ist der Prozess der Inkorporation selbstverständlich auf die berufliche Sozialisation zentriert, weshalb Inkorporationsprozesse in Berufen und in Organisationen von großem Interesse sind. Der Begriff der Inkorporation signalisiert dabei, dass es bei der Einverleibung von sozialen Strukturen um einen zum großen Teil unbewussten Prozess geht. Inkorporiert werden nicht nur soziale Rollen. Der Habitus, so Bourdieu, sei ein System von Grenzen, was jenseits dieser Grenze liege sei unvorstellbar – also tabuisiert.

Mit dem Thema der Tabuisierung haben sich vor allem die Ethnopsychanalytiker und Kulturtheoretiker befasst. So spricht Cornelius Castoriadis vom Anderen der Institution und meint Mythos und Unbewusstmachung im Kontext von institutionellen Prozessen. Gerade Castoriadis (vgl. Steinkamp 1992) hat sich mit der unbewussten Bedeutung der Institution befasst und spricht vom Heiligen der Institu-

tion. Während in der klassischen psychoanalytischen Theorie, vor allem im Konzept der institutionellen Übertragung, die unbewusste Gleichsetzung von Institutionen mit Mutterfiguren (Foulkes) thematisiert wird, spricht Castoriadis die Dimension des Tabus und des Narzissmus an. Institutionen geben ihren Vertretern die „Aura des Heiligen“, über welche die Institution als Kapital verfügt, sie stehen also nicht nur, wie Gehlen (1964) es beschrieben hat, im Dienste der Angstbindung, sondern auch im Dienste des Narzissmus.

Das Handeln von Institutionsvertretern und sozialisierten Mitgliedern einer Institution, welches teilweise instrumentell und unempathisch daherkommt, kann in seinen Sinnstrukturen erst verstanden werden, wenn man die Identifizierungen mit der Institution und ihrem Heiligen nachvollzieht. Nur Institutionsvertreter, die auf diese Weise handeln, also das Heilige und Gute der Institution vertreten, kommen in den Genuss ihres Kapitals, können sich die Institution also aneignen. Für eine Theorie des Verhältnisses von Mensch und Institution ist dieses Denken über Gehlen und den klassischen Institutionalismus hinaus unverzichtbar. Supervisorinnen und Supervisoren brauchen dieses theoretische Wissen, wenn sie Konflikte in Organisationen verstehen und bearbeiten müssen, weil sich hier immer wieder auch die Seite der Institution zeigt.

### **Die menschliche Verletzungsoffenheit, die menschliche Würde und die Gefühle**

Eine zweite Dimension der Psychoanalyse scheint mir jedoch mindestens genauso wichtig. Sie betrifft die Bedeutung der menschlichen Gefühle, vor allem jene Gefühle, die für die Sozialisierbarkeit des Menschen eine herausragende Rolle spielen und in „Das Ich und das Es“ benannt wurden: die Liebe, die Angst und die Scham. Mit seiner Theorie der Angst und des Schuldgefühls hat Freud aufgezeigt, wie eine anthropologische Ausstattung – das Gefühl der Angst vor äußerer Gefahr – sich im Verlauf der Sozialisation zur inneren, zur neurotischen Angst wandelt. Er hat gezeigt, dass die Gesellschaft und die menschlichen Gefühle in hohem Maße zusammenhängen.

In der Psychoanalyse werden Gefühle grundsätzlich als intelligent aufgefasst. Sie sind weder eine Black Box, noch stehen sie außerhalb des sozialen Systems. Sie verweisen auch nicht nur auf die Vergangenheit, sondern stehen als Sozialgefühle in direktem Zusammenhang mit Gesellschaft und Kultur. Mit ihren Theorien von menschlicher Entwicklung, von Übertragung und Gegenübertragung und mit ihrer Theorie der Spiegelungsphänomene ist die Psychoanalyse auch eine Gefühlswissenschaft und zwar eine, die die Gefühle direkt mit der menschlichen Würde verbindet. Das macht sie für eine Sozialtheorie unverzichtbar.

Derzeit ist es vor allem Axel Honneth in Deutschland, der an einer Theorie moralischer Gefühle – also der Verbindung von Emotion und Würde – arbeitet und die

Psychoanalyse vor allem die Objektbeziehungstheorie und die Bindungstheorie an herausragender Stelle berücksichtigt – in guter kritisch theoretischer Tradition. International gehört Honneth zu einer Gemeinschaft von Forschern und Forscherinnen, die eine Verbindung zwischen moralischer, sozialer und emotionaler Entwicklung betonen. Vor allem die Arbeiten der Philosophin Martha Nussbaum legen eine neue Auseinandersetzung mit den Gefühlen nahe. In ihrer Philosophie der Gefühle und Emotionen (*Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions*) (vgl. Brumlik 2011) haben Gefühle ihren Ausgangspunkt in einem moralischen Universalismus der Gleichheit aller Menschen. Dieses in der Würde wurzelnde Gleichheitsgefühl trifft nun auf eine von Wertigkeit und sozialen Unterschieden bestimmte Kultur, die Konflikt auslösend ist. Es beginnt der Kampf um Anerkennung.

Gleichheit, Gerechtigkeit, Vertrauen ist auch bei Leon Wurmser (1993) in seiner Psychoanalyse des Gewissens ein wichtiger Ausgangspunkt. Ein verbogenes Gewissen bis hin zum Ressentiment und zur Gewalt entsteht bei Wurmser, in Anlehnung an Scheler, dadurch, dass moralische Gefühle wie Vertrauen und Fairness verletzt wurden und sich das Gefühl von Scham und Betrug einstellt. Wird erkannt, dass die Verletzung von Vertrauens- und Fairnessregeln quasi System hat und in der Kultur fest verankert ist, wie das z. B. im Utilitarismus oder in den neoliberalen Auffassungen von Wettbewerb und survival of the fittest der Fall ist, entstehen Rückzug, Vorsicht, Misstrauen oder eigene Regeln. Dies ist der Ausgangspunkt gesellschaftlicher Desintegration.

Gefühle sind bei Nussbaum, so Micha Brumlik (2011), keine beliebigen, irrationalen Ausdrucksformen zufälliger Stimmungen und Zustände, wie der Behaviorismus dies nahe legt, „sondern in aller Regel hoch verdichtete, spontane und situationsbezogene Stellungnahmen, die allemal auf diskutierbaren und ausweisbaren moralischen Haltungen beruhen“ (Brumlik 2011). Gefühle verweisen auf soziale und gesellschaftliche Konflikte. Nussbaum unterfüttert ihre Theorie der Gefühle entwicklungspsychologisch sowie universalethisch und moralpsychologisch. Gerade die Verknüpfung von Emotionstheorie und Moraltheorie ist für eine Theorie der Supervision und der Beratung von zentraler Bedeutung, weil sie erst jenen Weg praktisch beschreitbar macht, den wir Reflexion nennen. Wie oft gehen denn Supervisoren in Teams und Organisationen und es schlägt ihnen Misstrauen, Vorsicht und deutliche Abneigung anstatt offener Kommunikation und Verständigung entgegen? Und was ist Reflexion anderes, als aus den Stimmungen und den Emotionen jene Ordnung – sozial und politisch – zu erkennen und zu kommunizieren, die einer moralischen und nicht selten sozialkritischen Begründung standhalten kann? Jede Wahrheitssuche führt über den Weg der Gefühle, ihres Verstehens, Neuordnens und ihres Verteidigens. Reflexion heißt bei den Gefühlen beginnen, sie als Kompass von Anerkennungskonflikten zu schätzen und zwischen Affekt und Anerkennungskonflikt die logische Beziehung herzustellen.

Dieser Entwurf von Supervision und Beratung steht im Gegensatz zu Ansätzen des Machterhaltes und des Menschen als vom Machtstreben dominiert, wie dies

z. B. bei Macchiavelli oder in den Nützlichkeitsstheorien niedergelegt ist. Auch die psychoanalytische Deutung von Gefühlen als Spiele und ihre damit einhergehende Entwertung, wie sie zum Beispiel Eric Berne niedergelegt hat, oder die Theorie der Skripte wartet wohl auf eine Neuformulierung.

## Konflikt und Gerechtigkeit

Und damit komme ich zur zweiten Dimension des von Leuschner u.a. entwickelten Projektes der reflexiven Institution und verbinde sie wiederum mit der Anerkennungstheorie: der Umgang mit Konflikten. Wie können und sollen Menschen ihre unterschiedlichen Interessen, ihre Differenzen in einer Gesellschaft vertreten und wie soll Beratung und Supervision damit umgehen? Ausgangspunkt dieser Frage des Umgangs mit Konflikten ist zunächst die anthropologische Tatsache, dass der Mensch über seine gesamte Biografie hin verletzungsoffen ist, in der Kindheit und im Alter geradezu existenziell. Er ist deshalb angewiesen auf gesellschaftliche Verhältnisse, die ihn materiell, sozial und psychisch am Leben erhalten und seine anthropologische Verletzungsoffenheit nicht benutzen, um ihn zu beherrschen. Das ist die Idee der Polis und des Rechts.

Der folgende Vortrag geht von der These aus, dass das theoretische Dach, die Verbindung von Theorie der Gefühle, universalistischer Moral und Theorie der Gesellschaft im Entwurf von Axel Honneth niedergelegt wurde, die er in seiner Habilitationsschrift „Der Kampf um Anerkennung“ zu Beginn der 1990er Jahre beschrieben hat. Honneths Erkenntnisinteresse richtet sich dabei auf eine Gesellschaft, die er in Anlehnung an Hegel als sittlichen Zusammenhang beschreibt. Mit dieser Idee verfolgt Honneth die Fragestellung, wie Konflikte in einer Gesellschaft praktisch und fair gelöst werden können, wie Differenzen verhandelt und wie Interessen ausgeglichen werden können. Welche Güter und Werte sind dafür nötig?

Mit George Herbert Mead buchstabiert Honneth die Rechtsverhältnisse, die rechtliche Anerkennung und die demokratische Gleichheit als besonders bedeutend für die Entwicklung moderner Zivilgesellschaften. Gleichzeitig liegt die Kraft des Entwurfes in der Verbindung von drei Anerkennungssphären: die Gefühle, die Rechtsverhältnisse und die Dimension des Sozialen. Im letzteren sind Leistung, Wettbewerb und soziale Differenz aufgehoben. Liebe bzw. Zuwendung und Sorge, Rechtlichkeit und soziale Wertschätzung stehen als Anerkennungsformen drei Formen der Selbstbeziehung gegenüber, die Honneth das Selbstvertrauen, die Selbstachtung und das Selbstbewusstsein nennt.

Honneth beschreibt im ersten Kapitel seiner Habilitationsschrift, dass er seinen realphilosophischen Entwurf in Gegensatz zu jenen Theorien der Moderne sieht, die in der Tradition von Hobbes, Comte und Bacon z. B. die Gesellschaft als einen von Eigeninteressen bestimmten Zusammenhang betrachten. Menschen sind hier vor allem verlogen. Mitleid und Empathie sind strategisch und werden zum eigenen Nutzen und zur Vermehrung von Macht und Manipulation eingesetzt. Die

Problematik dieses Menschenbildes liegt nicht darin, dass Menschen nicht so sein können, wie von Machiavelli beschrieben, die Frage ist vielmehr in diesem Zusammenhang die der Rolle des Beraters. Während Machiavelli im Fürsten die Verlogenheit des Menschen als gegeben angesehen hat und dem Fürsten deshalb rät durch Tyrannei seine Macht zu behalten, hat zum Beispiel Platon für diesen Fall des Umgangs mit dem Tyrannen die Parrhesia – das Wahrsprechen – entwickelt und damit einen anderen, einen vernünftigen, aufklärenden, unerschrockenen und konfrontativen Umgang mit Macht begründet. Der Macht ist die Kraft der Vernunft entgegen zu setzen. Menschen sind nicht in erster Linie von Machtstreben bestimmt, müssen also auch nicht vom Leviathan in ihrer Destruktivität und ihrem Streben nach Macht begrenzt werden. Mit Hilfe der modernen Sozial- und Entwicklungstheorien, Objektbeziehungstheorie, Interaktionstheorie, soziale Konflikttheorie buchstabiert Honneth Hegels vormals idealistische Realphilosophie der Anerkennung empirisch und sozialtheoretisch aus.

Honneth wählt für die Begründung seiner Theorie einen Vernunftbegriff, der sich auf die Rechtsverhältnisse bezieht, wobei im Zentrum des Rechtsbegriffs die Menschenrechte stehen, also nicht das Recht auf Eigentum, welche vor allem zu schützen ist, sondern die menschliche Würde und die sich daraus ableitenden Grundrechte. Diese Dimension ist zugleich als Einwand gegen die umstandslose Nutzung der Systemtheorie als Beratungstheorie ins Feld zu führen, denn systemtheoretisch betrachtet, gehören Menschen zur Umwelt der Systeme. Ihre Würde und ihre Verletzbarkeit spielen keine wirkliche Rolle für eine Theorie der Gesellschaft.

Aristoteles hat mit dem Begriff des Zoon Politikon gezeigt, so Brumlik (2011), dass Menschen verletzungsoffen, bedürftig und aufeinander bezogen sind. Die menschliche Verletzungsoffenheit und die Interdependenz, das heißt bei Elias die Angewiesenheit der Menschen aufeinander, lässt Theorien, die im Gedankenexperiment ihrer Gesellschaftsentwürfe mit rationalen, Verträge schließenden Parteien beginnen, defizitär erscheinen. Weil Menschen Zoon Politikon sind, also an einen verletzungsoffenen Körper gebunden und nur in der Angewiesenheit auf andere überlebensfähig sind, brauchen sie gesellschaftliche Verhältnisse und Institutionen, die nach moralischen Regeln verlässlich funktionieren. Sie können weiterhin Glück nur wirklich in friedlichen und demokratischen Verhältnissen erfahren, innerhalb derer keine gesellschaftliche Sphäre, auch nicht die Familie, die Sexualität und die Liebe ausgeschlossen sind, wie es dies bürgerliche Vertrag zwischen demokratischer Öffentlichkeit und patriarchaler Familie und Privatheit nahe legt.

Konflikte lassen sich nur in der Gewissheit der moralischen Berücksichtigung der eigenen Interessen, im Vertrauen auf Fairness und Reziprozität lösen. Dies ist die rechtliche Anerkennung, die in einer Theorie der Supervision zu berücksichtigen und unter Einbeziehung der Theorie des Menschen als Zoon Politikon weiterzuführen ist. Diese anthropologische Voraussetzung verweist schon bei Aristoteles auf die Polis, die Bereitstellung von demokratischen Räumen zur Reflexion und Verhandlung. Die supervisorische Handlungskompetenz besteht nun darin, in Teams,

Gruppen und Organisationen einen solchen Raum kommunikativ zu erschaffen. Damit wiederholt sich die schon zu Beginn angesprochene Spannung von Wert und Würde in Organisationen. Supervision folgt jedoch sowohl den demokratietheoretisch fundierten Leitbildern, als auch den auf Wert und Funktionalität, Wirtschaftlichkeit und Effizienz ausgerichteten Normen in Gruppen, Teams und Organisationen. Dies war die Erfahrung in den 1980er Jahren. Allein auf Demokratie hat sich keine Beratungstheorie für Beruf und Organisation entwickeln lassen.

Das Leitbild von Rechtlichkeit und Anerkennung, von Menschen als grundsätzlich Würdige und Gleiche hatte in den 1960er und 1970er Jahren zu Beginn der Supervision eine durchschlagende Wirkung, weil es in dieser historischen Epoche um den Abbau der autoritären Strukturen in den pädagogischen, den klinischen und sozialen Institutionen ging. Welche Beziehung gehe ich zu meinem Klienten ein? Wie gehe ich als Sozialarbeiter, Arzt, Schwester mit meiner beruflichen Positionsrolle um und welche Übertragungen löse ich aus? Erzeuge ich in meine Klienten dadurch, dass ich sie vor allem mit Wertigkeitsskalen messe, Schamgefühle und Abwehr? Dies sind Fragen, die die Anerkennungssphäre des Rechts betreffen, das Thema von menschlicher Würde und universalethischen Normen in der Supervision.

## Supervision und Rollentheorie

Als 1951 Talcott Parsons mit seinem grundlegenden Werk „Towards a General Theory of social Action“ (vgl. Joas/Knöbl 2003) der Systemtheorie zu ihrer Durchsetzung verhalf, in dem er das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum als ein funktionales beschrieb und der Sozialisation nicht nur in der Kindheit und Jugend, sondern im gesamten Lebenslauf die Bedeutung zuschrieb, Individuen an die gesellschaftlichen Erfordernisse funktional anzupassen, tat er einen entscheidenden Schritt dazu, Kommunikation, Erziehung, Beziehung und Handlung von Menschen neu zu buchstabieren. Handlung und ihre Bezüge in der Sozialisation, der Kommunikation etc. wurden funktionalistisch neu verstanden und konnten nun rollentheoretisch funktional oder dysfunktional interpretiert werden. Auch Störungen, Fehlverhalten, Kommunikationsprobleme ließen sich so neu interpretieren und normativ neu begründen. Dies gilt u.a. für das wichtige struktur-funktionalistische Konzept von Norm und (behavioristisch begründeter) Sanktion. Was Parsons als einer der Väter des systemtheoretischen Paradigmas jedoch mit seiner Theorie menschlichen Handelns und sozialer Systeme auch vollzog, war ein geradezu paradigmatischer Bruch mit jenen Voraussetzungen des Denkens, in deren Mittelpunkt die Aristotelische Philosophie des Menschen als Zoon Politikon steht.

Parsons und der von ihm geprägte Strukturfunktionalismus ist seit den 1960er Jahren, seit Dahrendorfs Homo Sociologicus in den deutschen Sozialwissenschaften namentlich der Soziologie eine bevorzugte Theorie geworden, nicht zuletzt weil sie vor allem mit dem Rollenkonzept empirisch operationalisierbare Begriffe für Theorien der Sozialisation, des Lebenslaufes und sozialer und politischer Kon-

flikt bereitstellen konnte. Bekanntermaßen hat Niklas Luhmann den von Parsons geprägten Strukturfunctionalismus umgekehrt wie Hans Joas (2003) bemerkt, und die Funktion vor die Struktur gesetzt. Nicht die Strukturen der Gesellschaft, sondern ihre Funktionen für das Ganze sind zu betrachten (Luhmann 1984). Dies war eine erste systemische Betrachtungsweise, die sich den Subsystemen des Rechts, der Politik, der Währung, der Ökonomie, der Erziehung etc. widmete. Mit der theoretischen Entscheidung des Primates der Funktion in den 1960er Jahren legte Luhmann nach Joas/Knöbl (2003) den Grundstein für die Systemtheorie und ging gleichzeitig über Parsons hinaus, bei dem Menschen nicht mehr als Teil der Gesellschaft, sondern nur noch als ihr Umfeld betrachtet wurden. Für Luhmann erscheint es nicht sinnvoll vom Menschen auszugehen, wenn man von Gesellschaft spricht. Menschen als psychische Systeme leben zudem zumeist in einfachen Sozialsystemen wie Familie, Gruppe, Gemeinschaft, Team etc. Diese Unterscheidung zwischen parsonianischer Handlungstheorie und luhmannianischer Systemtheorie stellt einen paradigmatischen Übergang in der Theoriebildung der Systemtheorie dar.

Nun haben auch Leuschner u.a. die Verwendung der Rollentheorie als dritte Säule neben Konflikttheorie und Psychoanalyse gestellt, nicht zuletzt weil praktisch ein funktionaler Bezug für Supervision in Organisationen unverzichtbar ist und normativ die Rollentheorie ein Gerüst bietet, Konflikte in Organisationen funktional zu verstehen (Eck 1990). Jedoch ist die Dimension der Klärung von Rollen in Organisationen, auch wenn das Konzept praktisch gut anwendbar erscheint, weiterentwicklungsbedürftig. Leuschner u.a. entwickelten das Rollenkonzept für die Supervision in einer Zeit, in der über den Wert der Arbeit in einer Arbeitsgesellschaft noch Konsens bestand, auch wenn die Arbeitsgesellschaft durch Struktur- und Konjunkturkrisen erschüttert wurde. Seit den 1990er Jahren hat dieser Gesellschaftsvertrag der Arbeitsgesellschaft jedoch eine deutliche Veränderung erfahren. Der Berufsmensch, der Professionelle, der Arbeitnehmer – all jene Träger der Arbeitsgesellschaft sehen sich heute schweren Konflikten um den Wert ihres Beitrags zum gesellschaftlichen Wohlergehen gegenüber.

Wie bewertet die Gesellschaft heute welche Lebensform? Welche soziale Wertschätzung spiegelt sich in Lebensweisen und Lebensstilen? Arbeit hat heute eine grundlegend andere Organisationsform als dies noch vor 30 Jahren der Fall war. Einerseits geht sie nicht ohne Systeme, Funktionalität und schließlich Tugenden. Die instrumentelle Dimension kann deshalb aus der Supervision nicht ausgeklammert werden, wenn ein Team, eine Gruppe, eine Organisation sich nicht nur verstehen, sondern auch funktionieren soll. Bei Leuschner ist dies jedoch die Dimension des Kontraktes. Rollen müssen in einer Interdependenz zu den Kontrakten stehen, was wiederum auf den engen Zusammenhang von Rechtlichkeit und Funktionalität verweist.

Diese Interdependenz ist jedoch aus den Fugen geraten. Honneth (1992) nennt dies das Wertschätzungsproblem und formuliert, dass die sozialen Kämpfe genau um dieses Verhältnis von Rechtlichkeit und Funktionalität gehen. Derzeit ist

der Kampf um die Anerkennung der Arbeit und ihren Wert voll entbrannt, wahrscheinlich in einem Ausmaß, das in den Wohlfahrtsstaatskonzeptionen, welche in den 1980er Jahren noch gut wirksam waren, nicht zum Tragen kam. Der Kampf um Anerkennung spiegelt sich heute in Konzepten wie Arbeitskraftunternehmer oder das unternehmerische Selbst, die auch in der supervisorischen Diskussion, vor allem im Coaching, eine besondere Rolle spielen. Es spiegelt sich aber auch, wie der neue Fehlzeitenreport, sagt darin, dass Anerkennung als Lob, Zustimmung und kommunizierte Wertschätzung heute nur noch in 50% der Unternehmen praktiziert werden (Fehlzeitenreport 2011). Unsere Gesellschaft ist dort angekommen, wo Lebensstile jenseits von Arbeit besonders positiv sanktioniert werden und Arbeit im Kontext von sozialer Disziplinierung einerseits zunehmend erzwungen, andererseits aber kaum durch gute Arbeitsbedingungen und entsprechende Bezahlung wertgeschätzt wird. Aus Arbeitern werden Leiharbeiter, aus Dienstleistern werden Dienstboten, aus Professionellen werden Arbeitskraftunternehmer und die unbezahlte Arbeit in Form von Ehrenamt und Freiwilligkeit nimmt zu – um nur einige Transformationen der Form der Arbeit zu nennen.

Spiegel dieser Entwicklung ist die Konjunktur des Coaching als Form. Gerade im Coaching werden wie zum Beispiel bei Schreyögg (2004) Nützlichkeit und funktionale Konzepte geradezu drastisch beschrieben, wenn die Autorin vom Supervisanden bzw. Coachee als Produktionsmittel mit Eigenwert und Eigensinn spricht und zwischen Coaching und Supervision als Personalentwicklung versus Personenentwicklung unterscheidet. Schreyögg weist quasi vom Hochsitz des unternehmerischen Selbst der Supervision die Betreuung der sozialen und Wettbewerbsverlierer zu. Die Erfolgreichen hingegen sollten in den Genuss von Coaching kommen.

Mit den beschriebenen Formen wird Arbeit in der Organisationsform des Normalarbeitsverhältnisses als Grundlage der modernen Gesellschaften heute quasi aufgelöst und mit ihr all jene Tugenden, die für die Kohäsion der Gesellschaft als Arbeitsgesellschaft gestanden haben. Arbeit, oder um es genauer zu sagen, gute Arbeit als die zentrale Kategorien von Integration, Wertschätzung und Reproduktion verschwindet zwar nicht, ist aber in schmelzenden Stammebelegschaften zunehmend umkämpft. Dagegen kann man nicht lamentieren, sondern es braucht eine Perspektive, die als anerkennungstheoretische Grundlage für die Supervision fungieren kann. Dies gilt m.E. auch für das Coaching und nicht die Konzipierung, die Schreyögg vorschlägt, Coaching für die erfolgreichen Führungskräfte und Supervision für die sozialen Verlierer.

Ein möglicher Ansatz, der vor allem von Nussbaum vertreten wird und für die Supervision einen möglichen Kompass darstellen könnte, ist hier der Capability Approach. Dieser Ansatz fragt danach, welche Fähigkeiten und Güter Menschen brauchen, um ein gutes Leben zu führen. Menschen brauchen Grundbefähigungen, Capabilities, die sie befähigen, ein Leben für sich selbst zu führen. Beratung darf, wie Adrian Gaertner (2004) aufgezeigt hat, nicht dazu führen zu vergessen, wofür ich lebe, was ich unter einem guten Leben verstehe. Beruf und Arbeit und mit ih-



nen die neoliberalen Konzepte wie die des Arbeitskraftunternehmers oder des unternehmerischen Selbst verhindern in ihrer Fixierung auf Unternehmensziele diese Dimension des gutes Lebens.

Wittenberger hat hier vor 2 Jahren bei den FIS-Tagen davon gesprochen, dass diese Konzepte verhindern, dass Arbeit libidinös besetzt werden kann und sah die Supervision hier in der Pflicht, trotz aller Widrigkeiten dabei zu helfen, dass eine libidinöse Besetzung von Arbeit und, ich möchte anfügen, eine libidinöse Besetzung des Lebens möglich ist. Capabilities, die Idee einer Befähigung zum Leben für uns selbst bleibt das Projekt einer anerkennungstheoretisch fundierten Supervision.

## Literatur

- Bion, W. (1962): Lernen durch Erfahrung, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (1997a): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zur Politik und Kultur. Hamburg.
- Bourdieu, P. (1997b): Der Tote packt den Lebenden. Hamburg.
- Bourdieu, P. (1997c): Das Elend der Welt. Konstanz.
- Brumlik, M. (2011): Aspasia? Laudatio auf Martha Nussbaum anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Bielefeld am 27. Juni 2011.
- Bude, H. (1988): Beratung als trivialisierte Therapie. Zeitschrift für Pädagogik, S. 369-379.
- Dahrendorf, R. (1959): Homo Sociologicus. Hamburg.
- Eck, C.D. (1990): Rollencoaching als Supervision. Arbeit an und mit Rollen in Organisationen, in: Fatzner, G./Eck, C.D. (Hg.): Supervision und Beratung, Köln, S. 209-248.
- Erdheim, M. (1986): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Frankfurt am Main.
- Fehlzeitenreport 2011: In: Wissenschaftliches Institut der AOK, [www.wido.de/fileadmin/wido/download/pdf](http://www.wido.de/fileadmin/wido/download/pdf), Zugriff am 18. August 2011 um 12.20.
- Foulkes, S.H. (1974): Gruppenanalytische Psychotherapie. Stuttgart.
- Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse, GW XIII, Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1923): Das Ich und das Es. In GW. III, Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1982): Die Geburt der Klinik, Frankfurt am Main.
- Gaertner, A. (2004): Supervision in der Krise – Expansionismus, Unschärfeprofil und die Ausblendung der Selbstreflexion. In: Buer, F./Siller, G. (Hrsg.): Institutionelle Modernisierung und die flexible Supervision. Wiesbaden.
- Gehlen, A. (1964): Urmensch und Spätkultur. Bonn.
- Gröning, K. (2011): Pädagogische Beratung, 2. Auflage, Wiesbaden.
- Habermas, J. (1984): Aspekte der Handlungsrationalität. In: Ders. (1984/1977): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main, S. 441-474.
- Honneth, A. (1992): Der Kampf um Anerkennung. Frankfurt am Main.
- Joas, H./Knöbl, W. (2004): Sozialtheorien. Zwanzig einführende Vorlesungen. Frankfurt am Main.
- Leuschner, G. (1993): Wechselseitige Abhängigkeit und Diskurs – Aspekte angewandter Gruppendynamik in der Supervisionsausbildung, in: Forum Supervision, Heft 1, S. 7 – 32.

- Lewin, Kurt (1963): Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, Bern.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Frankfurt am Main.
- Mead, G. H. (1978): Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt am Main.
- Mentzos, S. (1986): Interpersonelle und institutionalisierte Abwehr. Frankfurt am Main.
- Parsons, T. (1951): Towards a theory of social action.
- Parin, P. (1978): Das Ich und die Anpassungsmechanismen, Frankfurt am Main.
- Scheler, M. (1915/1978): Das Ressentiment im Aufbau der Moralen. Frankfurt am Main.
- Schreyögg, A. (2004): Coaching. In: Buer, F./Siller, G. (Hrsg.): Die flexible Supervision, Wiesbaden, S. 101ff.
- Steinkamp, H. (1992): Das Andere der Institution. In: Wege zum Menschen. Heft 4, S. 179-236.
- Voß, G./Pongratz, H. (Hrsg.): Typisch Arbeitskraftunternehmer? Befunde der empirischen Arbeitsforschung. Berlin.
- Winnicott, D. (1965/1974): Reifungsprozess und fördernde Umwelt. München (Engl. The Maturation Process and the Facilitating Environment, 1965).
- Wittenberger, G. (2011): Aspekte zur Geschichte der Supervision. In: Wittenberger, G./Zimmer-Leinfelder, I.: Supervision und ihre Methoden. Studienbrief im Masterstudiengang Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld, Bielefeld.
- Wittenberger, G. (2009): Supervision, Macht und öffentliches Vertrauen. In: Forum Supervision, Heft 33 und 34.
- Wurmser, L. (1993): Flucht vor dem Gewissen. Berlin.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Katharina Gröning, Freiligrath Straße 10, 44791 Bochum.

## Der politische Mensch – Demokratie als Lebensform<sup>1</sup>

Ich möchte mit einer die Frage beginnen, die zunächst etwas philosophisch-abstrakt erscheint, aber vielleicht für viele Menschen eine sehr zentrale ist: „Was ist heute eigentlich Wirklichkeit?“ Sind die 750 Milliarden Euro eigentlich ‚wirklich‘, die ausgegeben werden, um Schutzschirme für marode Banken zu bilden? Oder ist das eine Fiktion aus einem Roman? Sie müssen ja sehen, dass heute mit Milliarden umgegangen wird wie noch vor zehn Jahren mit Millionen. Das hat etwas zu tun mit einem Währungssystem, in dem auch praktisch eine D-Mark zu einem Euro wird, aber natürlich nicht im ursprünglichen Austauschverhältnis. Das heißt, diese Frage, was Wirklichkeit ist, stellt sich meines Erachtens in einer sehr zentralen Weise auch im Hinblick auf die Veränderung der gesellschaftlichen Situation, in der wir heute leben. Ich glaube, dass wir Grund genug haben, darüber nachzudenken, wie sich solche Wirklichkeiten herausbilden konnten, ohne dass die Menschen überhaupt die Umbrüche, die in dieser Wirklichkeit stecken, subjektiv wahrnehmen oder reflektieren.

Ist z.B. die Berliner Mauer so etwas wie eine Wirklichkeit gewesen, da sie doch innerhalb weniger Wochen abgerissen wurde? Ist der Beton, der verbaut worden ist, um die eigene Bevölkerung bei der Stange zu halten, ist das wirklich oder nicht wirklich? Hegel hätte vermutlich gesagt, das ist kein wirklicher Staat, der muss zusammenbrechen. Das heißt, diese Wirklichkeitsfrage stellt sich im Krisenzusammenhang für mich zentral, und deshalb möchte ich kurz erläutern, was ich unter „gesellschaftlicher Krise“ verstehe.

### Die gegenwärtige gesellschaftliche Krise

Die konjunkturelle Situation ist nicht zentral, wenn man die gesellschaftliche Krise, in der wir uns befinden, verstehen will. Ökonomische Konjunkturen verschärfen Krisen und mildern sie, aber sie sind nicht ihre Ursache. Sie sind deshalb nicht die Ursache, weil hier Prozesse ablaufen, in denen sich ganze Machtkomplexe von der Gesellschaft verabschieden. Das hat es geschichtlich noch nie gegeben, dass Geldverhältnisse – Geld als Tauschmittel – gewissermaßen eine solche eigenständige Macht angenommen haben, dass jetzt sich Rating-Agenturen daran hängen und sagen: »Dieser Staat ist nicht mehr zahlungsfähig.« Das hat es noch nie gegeben, denn es bedeutet ja, dass die gesellschaftliche Wertschöpfung der Menschen enteignet ist. ‚Ist enteignet‘ heißt gewissermaßen: Der gesellschaftliche Reichtum flottiert an den Devisen- und Finanzmärkten, völlig unabhängig vom Willen und Bewusstsein der Menschen, die ihn mit produzieren.

<sup>1</sup> Vortrag gehalten auf den FIS Supervisionstagen 2011 in Mainz.

So lange diese Welt so bleibt, wie sie ist, ist auch Politik im Sinne des Eingriffs in diese Mechanismen unmöglich. Das heißt, es ist einfach eine Frage des Spiels, ob es glückt oder nicht, etwas zurückzuholen. Wenn jetzt einzelne Länder anfangen, zahlungsunfähig zu werden, ist das eine neue Erfahrung. Früher hat man immer gesagt, ein Staat könne nicht Pleite gehen. Und jetzt: Die Vereinigten Staaten können pleite werden. Bedeutet das aber, dass sich hier Mächte innerhalb von zwanzig Jahren gegen das gesellschaftliche Leben organisiert haben? Das hätte eine zentrale Bedeutung für die Entfremdung in den Lebensverhältnissen der Menschen.

Diese Krise bezeichne ich als „kulturelle Erosionskrise“, und mit Erosionskrise meine ich, dass alte Werte, Normen, Institutionen nicht mehr unbesehen gelten. Es ist deshalb ganz schwierig, sie der neuen Generation als Überzeugungstatbestände zu überliefern. Und neue Werte und Institutionen sind noch nicht wahrnehmbar, müssen noch gesucht werden. Wir sind in einem Stadium intensiver Suchbewegungen. Emile Durkheim spricht in Bezug auf bestimmte gesellschaftliche Situationen von einem moralischen Vakuum. Die Situation gesellschaftlich ausgesetzter Regeln bezeichnet er als anomische Situation. Es existiert alles noch: Die alte Familie existiert, es existiert die alte Arbeitsgesellschaft, alles existiert, und trotzdem hat die Überzeugungskraft dieser Institutionen rapide nachgelassen. Und sie ist auch nicht auf der alten Ebene wieder herzustellen. Das hat zur Folge, dass wir mit vielfachen Bindungslosigkeiten zu tun haben, also Zerstörung von Bindungen. Zerstörung von Bindungen alter Art, die sich früher z.B. in der Beziehung zu den Betrieben zeigten. Es war selbstverständlich, dass ein Kruppianer oder einer, der bei Siemens gearbeitet hat, sagte: „Mein Großvater war bei Siemens, mein Vater war bei Siemens, ich bin dreißig Jahre bei Siemens, was machen die mit mir, das ist gewissermaßen meine erweiterte Familie!“

Der Neoliberalismus hat innerhalb von zwanzig Jahren ein räuberisches Tableau hergestellt, in dem diese Bindungen sich als Freiheitsbeschränkungen darstellten, die zerstört werden mussten. Natürlich, wenn eine Gesellschaft zum Anhängsel des Marktes wird, dann ist Flexibilität, das angemessene, individuelle Verhalten. Zerstört werden in diesem Prozess die Ortsgebundenheit der Menschen, damit auch ihre Traditionen und Rituale.

Es gab gerade einen sehr interessanten Vorschlag von Christoph Türcke, einem Philosophen, der sagt: „Wir müssen die Rituale wieder beleben.“ Er schlägt eine „Ritualkunde“ als Schulfach vor, weil die Menschen gewissermaßen nicht mehr wissen, was verlässliche Strukturen sind. Das heißt, diese fehlenden Bindungen schlagen sich jetzt auch politisch nieder. Man kann es ja durchaus als Freiheit und Freiheitsbewusstsein der Menschen interpretieren, wenn sie nicht mehr stumpf immer dieselbe Partei wählen. Es gibt ja Sozialdemokraten, die wählen immer Sozialdemokraten – ich gehöre leider auch dazu –, ob sie nun Fehler machen oder nicht. Das ist sicherlich auch ein stumpfes Verhalten, gleichzeitig aber bietet es für Menschen auch Orientierung in einer nicht mehr verlässlichen Atmosphäre der Gesellschaft.

Man muss im übrigen auch in philosophischen Bewegungen nur lange genug warten, bis die alten Fragestellungen zurückkehren. In der Philosophie des Dekonstruktivismus von Derrida z. B. ist die Auflösung der Texte als Freiheit interpretiert worden. Jetzt schlagen dieselben Leute wieder das Lesen der Texte von Kant und Hegel vor. Dies ist wie bei anderen Modeerscheinungen: Man muss nur lange genug warten können. In dieser beschleunigten Welt stellt dieser lange Atem natürlich auch ein Problem dar. Das heißt Loyalitäten, politische Loyalitäten, lösen sich auf. Und wenn diese politischen Loyalitäten jetzt nicht gebunden sind an bestimmte Inhalte, mit denen die Menschen sich identifizieren können, dann entsteht hier ein frei flottierendes Potenzial an Haltungen in der Gesellschaft, das auch ganz andere Bindungen eingehen kann. Wir haben es im europäischen Zusammenhang im Augenblick mit einer Bewegung zu tun – das gilt nicht nur für Norwegen, sondern auch im Innern einzelner Länder –, wo die rechtsradikale Aktion, die rechtsradikale Bindung, an Einfluss gewinnt. Die Rechtsradikalen ermöglichen Bindungen, indem sie Angebote von ‚Sicherheit‘, ‚Wahrheit‘ und ‚kurzen Entscheidungsschritten‘ zur Verfügung stellen. Das ist ein altes, demokratiegefährdendes Versprechen von Rechtsradikalen. Viele Menschen in unserer Gesellschaft halten es nicht mehr für möglich, dass die demokratische Gesellschaftsordnung imstande ist, gewissermaßen die Finanzmärkte zurückzuholen. Totalitäre und autoritäre Alternativen werden hoffähig.

Also, warum entsteht so etwas? Das ist ja nicht einfach von heute auf morgen entstanden. Es handelt sich schon um langwierige Prozesse. Allerdings kann man sagen, dass mit dem Abbruch der Mauer im Westen die Plünderung des Sozialstaates beginnt. Das ist eine merkwürdige Verbindung, eine merkwürdige Kausalität. Der Sozialstaat der Nachkriegszeit war zur Angstreduktion der Menschen gedacht, immer mit Blick auf die östliche Daseinsvorsorge, von der man sagte: „Ja, da gibt es so etwas. Die kennen keine Arbeitslosigkeit. Sie haben eine gewisse Sicherheit, aber sie sind nicht frei!“ Unser Sozialstaat sicherte die Freiheitsfähigkeit der Menschen und festigte sie. In dem Augenblick, in dem die Abgrenzungsrealität verschwindet, gibt es auch keinen Vergleichsmaßstab mehr. Und es entsteht ein Kapitalismus, der Ähnlichkeiten mit dem des 18. Jahrhunderts hat. Insofern sage ich immer: Der Kapitalismus funktioniert zum ersten Mal in der Geschichte so, wie Marx es in seinem „Kapital“ beschrieben hat: ohne Brechungen, ohne Änderungen, ohne Beißhemmung. Das ist ein kapitalistisches System ohne die Gegenblockaden durch die Arbeiterbewegung oder die bürgerliche Öffentlichkeit. Es ist ein räuberisches System. Aber warum funktioniert das? Und warum muss ein Widerständler wie Stephane Hessel in Frankreich ein Buch schreiben „Empört Euch!“, lasst das doch nicht alles mit Euch geschehen, „Indignez-vous“ als Forderung. Es sind ja nun keine kleinen Schweineereien des Systems mehr, sondern es geht an die Substanz der Menschen.

Deshalb möchte ich in diesem ersten Abschnitt etwas sagen über die Veränderung nicht nur der Erziehungsziele des Menschen, sondern dieser Gesellschaft insgesamt, die sich in Umbrüchen verändert. Ich glaube, eine Form des Umbruchs besteht darin, dass wir es lange mit der Entstehung dessen zu tun haben, was Edmund

Husserl einmal den „Tatsachenmenschen“ genannt hat. Der Tatsachenmensch fordert, Tatsachenwissenschaften und nicht Reflexionswissenschaften oder hermeneutische Wissenschaften in der Vordergrund zu stellen. Angesichts der gegenwärtigen komplizierten gesellschaftlichen Situation läge es ja durchaus nahe, nicht die Naturwissenschaften, sondern die Deutungswissenschaften – also Literatur, Philosophie, Psychologie – zu fördern. Sie könnten uns bei der Beantwortung der Frage behilflich sein, in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang wir eigentlich leben. Aber das Gegenteil ist ja der Fall.

Husserl betont in seiner Schrift zur „Krisis der europäischen Wissenschaft“, die 1936 in der Prager Emigration erschienen ist, dass die Tatsachenwissenschaften (damit meint er Mathematik und Physik) ihre Lebensbedeutsamkeit und ihr Sinnfundament verloren haben. Wir müssen wieder zurückkehren zu der Frage des Lebenssinnes in einer sinnvollen Gesellschaft. Damit stellt auch Husserl die Frage nach der gesellschaftlichen Realität in einen umfassenden Zusammenhang. Ich habe immer bewundert, wie Robert Musil in seinem etwas zu langen Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ in einem Kapitel diese Frage zuspitzt: „Wenn es ‚Wirklichkeitssinn‘ gibt, muss es auch ‚Möglichkeitssinn‘ geben“. Diesen Möglichkeitssinn zu entwickeln, bedeutet z. B. bei Adorno, die Perspektive zu erweitern. Er hat immer hervorgehoben, dass „wer nichts weiß, was über die Dinge hinaus geht, auch nicht weiß, was sie sind“. Der Möglichkeitssinn versucht, die Dinge zu drehen und zu wenden, sodass ihr utopischer Gehalt erkennbar wird – die andere Seite der Dinge. Ich glaube, die Unterernährung der Fantasie in Hinsicht auf die Möglichkeiten der gesellschaftliche Entwicklungen steht in direktem Zusammenhang mit der Entstehung und Entwicklung dieses Tatsachenmenschen über diesen langen Zeitraum bis heute. Im Übrigen, die depressive Struktur als gesellschaftliches Problem – und das meine ich jetzt nicht individuell – hat auch damit zu tun, dass die Menschen eigentlich keinen Erkenntnisgewinn aus der Krise haben, sondern praktisch alternativlos die Probleme nach innen drücken. Die depressive Situation ist ein gesellschaftliches Problem, und ist zwar individuell behandelbar, aber nicht lösbar, ohne sich auf eine gesellschaftliche Struktur einzulassen, in der man sich gefreut hat, dass die Utopien vernichtet sind. Nicht nur die Utopien, sondern alles, was über die gesellschaftliche Situation hinausgeht.

Lassen Sie mich drei Schichten kennzeichnen, in denen aus meiner Sicht falsche Ansätze der Krisenlösung anzutreffen sind. Diese falschen Entwicklungen, die eine gewisse Attraktivität haben und parteiübergreifend sind, betreffen Strukturprobleme, die mit der inneren Konstitution – der Innenausstattung – der Gesellschaft zu tun haben. Natürlich kann man sagen, der Mensch soll auch realitätsbewusst sein. Aber es sind ja die Realpolitiker, die auf allen Ebenen dazu beigetragen haben, dass wir an den Rand der Katastrophe geraten, und nicht die Utopisten! Nicht die fantasievollen Menschen, sondern die Realisten! Und dieses Spiel mit der Realpolitik setzt sich ja fort auf einer Ebene, auf der immer mehr Garantien ausgesprochen werden.

Ich meine, jeder Privatmensch weiß ja, wenn ich für tausend Euro irgendeine Institution bei der Bank absichere, also eine Bürgschaft übernehme, dann kann ich da-

mit rechnen – das gilt insbesondere auch für linke Projekte –, dass die verloren gehen. Das heißt, die Bürgerschaft wird eingefordert werden. Und das ist natürlich mit den 80, 90 Milliarden Euro – 300 Milliarden sind immerhin die Hälfte unseres Staatshaushalts – oder gar 750 Milliarden Euro, von denen aktuell die Rede ist, nicht viel anders. Das heißt, wir müssen damit rechnen, dass die Folgekosten – vielleicht nicht mehr in meiner Generation – mit Sicherheit in der Generation unserer Kinder zu tragen sind. Irgendwer muss das bezahlen. Das würde zum wirklichen Realitätssinn gehören, wenn man das durchsichtig macht. Aber zu sagen, wir sichern das griechische Staatsbankensystem ab, indem wir achtzig oder hundert Milliarden reingeben, die nicht für Investitionen, sondern für die Bezahlung der Staatsbeamten genutzt werden, erscheint wenig realistisch. Die Zahlungsunfähigkeit gegenüber Staatsbeamten ist wahrscheinlich die gefährlichste Form der nicht eingehaltenen Garantien..

### Die Ideologie der Polarisierung

Es gibt drei Schichten, die sich durchgesetzt haben, in der die Ideologie einer funktionierenden Arbeitsgesellschaft sich dokumentiert. Das eine ist der Irrglaube an Polarisierung und zwar auf zwei Ebenen. Auf der Ebene des Bildungssystems führt der Irrglaube an Polarisierung dazu, mit den Exzellenz-Universitäten oder Elite-Universitäten produktive Zentren zu schaffen, die wiederum anderen zugute kommen sollen. Ich kann Ihnen sagen, ich habe vor drei Jahren in Princeton Vorlesungen gehalten und selbst erleben können, was eine Elite-Universität amerikanischen Zuschnitts ist. Da werde ich Ihnen nicht viel Neues sagen. Bei einem Gang mit dem Präsidenten der Universität über den Campus, wo er mir erklärte, wer alles hier gewohnt, studiert und gelehrt hat, habe ich ihn gefragt: „Was ist denn das Stiftungsvermögen der Princeton-Universität“, eine der kleinsten Elite-Universitäten in den Vereinigten Staaten.

Genau könne er es nicht sagen, aber er schätze es auf etwa 18 bis 20 Milliarden Dollar – das ist das Stiftungsvermögen. Aus dem Stiftungsvermögen kann der laufende Betrieb finanziert werden.

„Was kostet dann ein Ausbildungsplatz pro Jahr?“

„Etwa 50 bis 60.000 Dollar.“

„Und wie viel Studenten haben Sie und wie viel Lehrpersonal?“

„Etwa 7.000 Studenten und 1.000 Lehrpersonal auf verschiedenen Ebenen.“

Und als wir dann bei unserer Besichtigung des Campus zu einem Gebäude kamen, von dem er sagte: „Da hat unser Verteidigungsminister Rumsfeld gelebt und studiert!“, da dachte ich, das muss ja nicht sein, Menschen auszubilden, die gewissermaßen andere in den Krieg treiben. Alle großen Berater – McNamara, Rice – haben dazu beigetragen, in den Krieg zu ziehen. Da sind die 50 Millionen, die für die Exzellenz-Universitäten ausgegeben werden, natürlich ein Unsinn.

Nebenbei gesagt, gibt es in den Vereinigten Staaten von Amerika ein ganz andere Stiftungskultur als bei uns. Der erste große Stifter – Andrew Carnegie, von dem man jetzt nur noch in Verbindung mit der Carnegie-Hall weiß –, hat einmal gesagt: „Wer

als Reicher stirbt, hat Schande über sein Leben gebracht.“ Ich habe vor einer Woche eine Mitteilung bekommen, dass ein Immobilienmakler, der seine Familie ärgern wollte, 100 Millionen an Princeton gestiftet hat. Ackermann stiftet ja nichts, oder kauft nur ein paar Bilder von Beuys oder so. Das heißt, die Polarisierung des Bildungssystems – gewissermaßen eine Entmächtigung –, auf der einen Seite das normale Bildungssystems und auf der anderen die Erwartung an Elite-Schulen und Elite-Universitäten, ist für mich Ausdruck einer katastrophalen Krisenpolitik, obwohl es als Krisenvermeidungs- und Krisenbewältigungspolitik verkauft wird.

Die zweite Ebene ist die falsche Polarisierung zwischen Peripherie und Zentrum. Dabei handelt es sich um gesellschaftliche Entwicklungen, die sichtbar symbolisch hineinwirken in unsere Welt. Augenfällig ist dies am Beispiel der Banlieues in Paris und London. Aber wir wissen auch, dass z.B. in Berlin eine Ghettoisierung der Armen stark zugenommen hat. Und dies betrifft nicht mehr nur die Migranten, sondern breitere Bevölkerungsschichten. In einigen Stadtteilen von Berlin entsteht gewissermaßen eine South Bronx. Das hat etwas damit zu tun, dass die Zentren unterstützt werden und man die Peripherien veröden lässt. Im Grunde hat diese Politik schon die Auseinandersetzung mit Stuttgart 21 mitbestimmt. Es geht um die Verkürzung der Fahrzeiten um sieben Minuten für 8 oder 10 Milliarden Euro, während gleichzeitig die Verödung von Landgebieten betrieben wird. Man braucht nur nach Leipzig oder Chemnitz zu gehen, um zu sehen, was es bedeutet, wenn Peripherien vernachlässigt werden. Es entsteht dadurch auch eine Polarisierung von Arm und Reich, was in einer skandalösen Weise hingenommen wird.

Es hat sich gezeigt, dass in einem der reichsten Länder der Welt mit einem Exportüberschuss von 100 Milliarden Euro, was für andere Länder inzwischen in Hinsicht auf ihre Abhängigkeiten ein Problem darstellt, jedes fünfte Kind unter Armutsbedingungen aufwächst. Das ist kein Randphänomen, sondern eine Strukturverwerfung. Überhaupt ist die Verarmung bestimmter Bevölkerungsteile keine Randerscheinung, sondern ein Strukturproblem dieses Kapitalismus, der gewissermaßen keine Schichten mehr hat, die das Marktgeschehen irgendwie einbinden. Das hat es geschichtlich noch nie gegeben: Weder Adam Smith noch Ricardo, Keynes, Walter Eucken oder Ludwig Erhard haben es für möglich gehalten, dass der Markt allein eine konstituierte, friedensfähige Gesellschaft erzeugen könnte. Noch im Ahlener Programm steht wörtlich: Der Kapitalismus ist nicht imstande, eine humane Gesellschaft herzustellen, also brauchen wir den Sozialstaat. Mit dem Abbau des Sozialstaates greift man an das Fundament der Demokratie.

### Flexibilisierung als Ideologie

Die zweite Schicht in Hinsicht auf die Ideologie einer funktionierenden Arbeitsgesellschaft ist die Ideologie der Flexibilisierung. Richard Sennett hat mit „Der flexible Mensch“ ein sehr interessantes Buch geschrieben. Wenn ich einen von Ihnen jetzt fragen würde, ob er flexibel sei, würde er dies bestimmt nicht bestreiten. Flexibilität

ist ein humaner Begriff. Allerdings hat diese Flexibilität deutliche Grenzen. Wir leben heute – wie Ernst-Wolfgang Böckenförde, ein ehemaliger Bundesverfassungsrichter sagte – eigentlich von der Substanz, die wir selber nicht erzeugt haben. Wir verzehren aktuell ein wenig von der Substanz der identitätsbildenden Prozesse, die wir in der Vergangenheit durchlaufen haben. Richard Sennett betont mit einem Bild aus der Forstwirtschaft, dass ein Baum nur dann flexibel und widerstandsfähig ist, wenn er starke Wurzeln ausgebildet hat. Dies gilt auch für die Flexibilität im weiteren Sinn: Für sie ist ebenso eine Verwurzelung notwendig.

Das ideologische Moment, das im Begriff der Flexibilität verborgen ist, zeigt sich bereits in der Übersetzung des amerikanischen Originaltitels. Bei Sennett heißt es „The Corrosion of Character“ – die Auflösung oder Zerstörung des Charakters. Wie ein Verleger oder Lektor darauf kommen konnte, daraus den »flexiblen Menschen« zu machen, ist selber ein Schandfleck der Buchpublikation. Das ist ein Beitrag zur deutschen Ideologie der Flexibilität.

Das Brechen der Menschen aus ihren Traditionszusammenhängen hat auch etwas mit der oben angesprochenen Bindungslosigkeit zu tun. Der ehemalige Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer hat gesagt: „Wenn jemand in Emden, im Norden, arbeitslos wird, soll er gar keine Mühe darauf verwenden, an Ort und Stelle Arbeit zu finden. Er wird sie nicht finden, weil sie nicht da ist. Er soll vielmehr seine Familie einpacken und nach Bayern gehen und dort suchen, wo es noch Arbeitsplätze gibt.“ Damit aber werden Familien und deren Freundschaften im Sinne der Marktgesetze völlig funktionalisiert. Und nur nebenbei gesagt, können Sie sich ausmalen, was es für einen Ostfriesen bedeutet, nach Bayern zu gehen? Wie mag der sich dort fühlen, wenn er seine ganzen produktiven Potenzen gerade in bayerischen Zusammenhängen realisieren soll? Die Ideologie der Flexibilität – und so hat dies auch Tietmeyer formuliert – geht davon aus, dass die fehlende Flexibilität der Menschen das zentrale und einzige Problem des Arbeitsmarktes darstellt. Die Arbeitsmarktagenturen gehen jedenfalls immer noch davon aus, das es so ist. Aber diese Arbeitsgesellschaft ist – um das plakativ zu sagen – an ihr historisches Ende gekommen. Die marktbezogene Produktion unterliegt einem Rationalisierungsprozess, der schwer zu blockieren oder aufzuhalten ist. Insofern wird die Marktproduktion von Waren immer rationeller.

In diesem Zusammenhang muss man deutlich darauf hinweisen, dass so etwas wie eine öffentlich finanzierte Gemeinwesenarbeit gibt, die mit dem Markt nichts zu tun hat und die auch nicht nachträglich an die Marktgesetze anknüpfbar ist. Den Parteien – und zwar allen Parteien, auch den Grünen – fehlt der Mut zu sagen: „Wir müssen heute stärker darauf achten, so etwas wie Gemeinwesenarbeitsplätze zu finanzieren.“ Es wäre sowohl sinnvoll als auch nachhaltig, 20 Milliarden Euro für Gemeinwesenarbeitsplätze zu garantieren, die vom Marktgeschehen abgekoppelt sind. Langfristig sehe ich keine andere Möglichkeit, wenn wir verhindern wollen, dass sich die Arbeitsgesellschaft verselbstständigt und in alle Poren der gesellschaftlichen Realität und des Lebens eindringt.

## Die Ideologie der Abkoppelung

Die dritte Ebene, die ich hier als eine falsche Krisenlösungsebene betrachte, ist die der Abkopplung. Wir sind in einer gesellschaftlichen Situation, in der sich schleichend, aber doch unverkennbar, eine Dreiteilung der Gesellschaft vollzieht. Genauere Zahlen fehlen noch, aber die Tendenz ist bereits statistisch gedeckt. Für Frankreich hat der Soziologe Alain Touraine diese Dreiteilung so projiziert: Ein Drittel der Bevölkerung fühlt sich in dieser Gesellschaft wohl und weiß gar nicht, was eine Krise ist. In Diskussionen begegnen mir immer wieder Menschen aus diesen höheren Schichten, die zu mir sagen: „Du redest dauernd von Krise und Krisenlösungen; aber wo ist sie denn die Krise?“ Selbst jetzt, wo die sich Banken von der Gesellschaft verabschiedet haben, läuft es ja doch weiter. Und die Aufträge haben sogar noch zugenommen. Das heißt, ein Drittel der Menschen ist in einem Befriedigungszustand, in dem überhaupt nicht erkennbar wird, wo eine Krise sein könnte. Individuelle Krisen in den Lebensgeschichten gibt es natürlich – aber eine gesellschaftliche? Dieses Drittel neigt dazu, die Entwicklung der Gesellschaft als eine Art Naturgeschehen zu betrachten: Marktgesetze als Naturgesetze und nicht als von der Gesellschaft produzierte Gesetze.

Der zweite große tendenzielle Block sind die zunehmend prekären Lebensverhältnisse. Dabei handelt es sich um Menschen, die in einem Prekariatszusammenhang leben. Kurze Verträge bzw. keine langfristigen Verträge mehr an Universitäten, in den Schulen, in den Medien und in anderen Bereichen. Wenn Journalisten zu mir kommen, um ein Interview zu führen, frage ich immer „Wovon leben Sie?“ Ich finde niemanden mehr, der angestellter Redakteur ist. Das sind alles Ich-Unternehmer. Sie müssen sich im Land umtun, um irgendwelche Aufträge zu bekommen, was nicht ganz einfach ist. Worauf ich damit aufmerksam machen will: Das Prekariat wächst, und mit dem wachsenden Prekariat beginnt etwas, was ich in diesem sozialdarwinistischen Überlebenskampf der Menschen als eine zunehmende Sammlung von Angstrohstoff bezeichne. Der Angstrohstoff in dieser Gesellschaft wächst. Die Menschen haben Ängste, Existenzängste. Damit geht gerade das verloren, was der Sozialstaat in der Nachkriegszeit an Stabilisatoren für die einigermaßen funktionierende Demokratie geschaffen hat. Aber wo immer in einer Gesellschaft Angstrohstoff entsteht, stehen bereits jene bereit, die das gerne verarbeiten wollen. In Deutschland funktioniert das noch nicht so ganz, aber z. B. in Österreich funktioniert es schon. Der Kult um Jörg Haider und auch seine Nachfolger ist für jeden, der einmal nach Wien oder Graz kommt, eigentlich unverständlich. Ein Mensch, der im Grunde nicht nur eine autoritäre Gesellschaft will, sondern sich auch bewundernd darüber geäußert hat, was die Nazis gemacht haben. Aber ich brauche das gar nicht nur auf Haider zu beschränken. Berlusconi und viele andere sind dabei, genau diesen Angstrohstoff zu verwerten. Darauf aufmerksam zu machen und gegen diese Entwicklung zu demonstrieren, ist natürlich wichtig. Aber es reicht nicht aus. Eine demokratische Gesellschaft kann sich dieser Politiker nur erwehren, wenn sie ihre Probleme löst.

Die dritte tendenziell wachsende Gruppe ist die Armee der dauerhaft Überflüssigen. Damit ist die zunehmende Zahl derjenigen gemeint, die für diese Art der Warenproduktion nicht mehr benötigt werden. Es gibt praktisch keine einzige Fusion von Unternehmen, die nicht verknüpft ist mit Entlassungen von Mitarbeitern. Um dies zu bemerken, müssen Sie nur die Zeitungen aufzuschlagen. Man braucht keine großen wissenschaftlichen Untersuchungen mehr, um zu wissen, dass diese Menschen von den gesellschaftlichen Zusammenhängen abgekoppelt werden. Die Wut dieser Menschen ist aktuell in London und Berlin zu beobachten. Aber diese Wut ist nicht gezielt, sie scheint ungesteuert und richtet sich gegen kein spezifisches Objekt. Ihren Ausdruck findet die Wut im Vandalismus. Gleichzeitig steckt dort ein gefährliches Potential, möglicherweise gefährlicher noch als die rechtsradikale Entwicklung. Im Rechtsradikalismus sind noch Personen und Institutionen sichtbar. Bei der neuen Figur des „Wutbürgers“ ist das nicht der Fall und man weiß nicht so genau, ob dies nach rechts oder nach links ausschlägt.

### Welches Bild vom Menschen haben wir?

Ich glaube, die Veranstalter dieser Tagung sind sehr mutig gewesen, ein Kant-Zitat als Motto voran zu stellen. Damit ist nicht nur ein hoher Anspruch formuliert, sondern daran ist noch etwas anderes bemerkenswert. Der Schlusssatz aus dem Gemeinspruch „das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“, lautet im Zusammenhang „so bleibt es auch in kosmopolitischer Rücksicht bei der Behauptung“ – so Kant – „was aus Vernunftgründen für die Theorie gilt, das gilt auch für die Praxis“.

Theorie hat, jedenfalls in den Dimensionen, in denen ich mich akademisch bewegt habe, nie die Funktion, in Praxis umgesetzt zu werden. Das dies katastrophal sein kann, wissen wir. Denken Sie z. B. an Pol Pot, diesen in Paris ausgebildeten Intellektuellen, der mit einer bestimmten Theorie im Gepäck nach Kambodscha geht und mehrere Millionen Menschen umbringt. Theorie darf nicht einfach und schlicht mit der praktischen Arbeit vermischt werden. Theorie hat eine Orientierungsfunktion. Sie stellt Zusammenhänge her und hebt Fragmentierungen tendenziell auf. Ihre große Bedeutung erhält die Theorie gerade dadurch, dass sie nicht in jedem Akt mit der Praxis vermischt werden muss. Dies umzusetzen, ist nicht einfach. Aber trotzdem glaube ich, dass Theorie eine sehr wichtige Funktion hat. In unserem Zusammenhang kann sie z. B. das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft thematisieren; und zwar in dem Sinne, dass die Gesellschaft mehr ist als die Summe der Individuen. Margaret Thatcher hat einmal gesagt: „Ihr sprecht immer von Gesellschaft, ich sehe nur Individuen“. Das ist ein sehr beschränkter Blick, wenn man nur Individuen sieht und die gesellschaftlichen Strukturen – Macht- und Ausschließungsstrukturen – dabei übersehen werden. „Der Ausschluss von Bildung ist nicht allein durch Bildung rückgängig zu machen“ hat Adorno einmal gesagt. Dies muss man sich bewusst machen; und es bedeutet auch, dass der Ausschluss von der Arbeitsgesellschaft nicht alleine durch berufliche Qualifikation rückgängig zu machen ist. Die gesellschaftlichen Strukturen

sind in den Subjekten anwesend, nicht als einfache Widerspiegelung, aber sichtbar in der Konstitution der Subjekte. In der Supervision und Therapie ist es von großer Bedeutung, dies wahrzunehmen und damit auch die Grenzen der supervisorischen und therapeutischen Arbeit zu beachten: bis dahin kann ich helfen – und dann beginnen ganz andere Strukturen. Ich kann nicht einem Manager z. B. bei Conti in Hannover einreden wollen, dass es in seinem Betrieb keine Machtverhältnisse gibt. Die gibt es – und die sind häufig kränkend und beschämend. Wenn er sie nicht anerkennt, wird er sehr viel auf sich selbst schieben und wird mit sich selbst im Unreinen sein. Allein kommt er aus diesen Gedanken nicht mehr heraus.

An dieser Stelle wird das Menschenbild erneut wichtig. Da Menschenbilder selten einheitlich sind und wir es zumeist mit Zusammensetzungen zu tun haben, fällt eine Beschreibung nicht leicht. Hätte man einen Zeitgenossen von Perikles gefragt: „Was ist der Mensch – besser: was ist der Mensch, von dem man sagen kann, das ist der Mensch, den wir wollen“, wäre die Antwort eindeutig: „Das ist der Polis-Bürger“. Ein Mitglied der Polis, der als Bürger für das Gemeinwohl und das Gemeinwesen Verantwortung übernimmt. Der Gegenpol dazu ist der Privatmann, der keinen Sinn für das Gemeinwesen hat und nur private Probleme kennt: der ‚ideotes‘. Unser Wort „Idiot“ ist von diesem griechischen Begriff, der ursprünglich keine Wertigkeit ausdrückte, entlehnt. Also kurz gesagt: Der Polis Bürger ist der eigentliche Mensch. Aristoteles hat es einmal so ausgedrückt: „Nur Götter und Tiere können außerhalb der Polis leben“, nur Götter und Tiere.

Würden wir einen Renaissance-Menschen fragen, was der typische Renaissance-Mensch sei, wäre die Antwort, so etwa wie Leonardo da Vinci. Ein ewiger Projektierer, der sich mit allem möglichen beschäftigt hat. Er hat das Fahrrad mit erfunden, Kaperwerkzeuge und Schutzanlagen entwickelt – die nebenbei gesagt alle nicht funktionierten – und hat sich mit anatomischen Studien beschäftigt. Kurz gesagt, der Renaissance-Mensch als Mensch von allseitiger Neugier

Ich könnte dies jetzt über die verschiedenen kulturellen Stufen bis in unsere Gegenwart durchdeklinieren, und wir würden sehen, dass das jeweilige Menschenbild eine wichtige Voraussetzung für den Umgang mit den Menschen darstellt. Unser heutiges Menschenbild ist – würde ich sagen – dreigeteilt. Da ist zunächst der Versuch, den Menschen in dieser neoliberalen Atmosphäre zum unternehmerischen Menschen zu machen. Der eigentliche Mensch ist ein Unternehmer. So sieht es z. B. eine sächsisch-bayerische Kommission, die unter Mitwirkung von Ulrich Beck tagte: Der unternehmerische Mensch ist Zielvorstellung des Menschenbildes. Inzwischen gibt es zu diesem Versuch bereits Bücher wie „Das unternehmerische Selbst“, in denen immer stärker nach innen versetzt wird, was der eigentliche Mensch ist. Auf dieser Linie ist auch das Gerede von den Ich-AG's zu verstehen. Ein Mensch gründet eine Aktiengesellschaft ohne einen Vorstand mit nur einer Person. Der Ursprung dieser Ideologie liegt in dem eigentlich gescheiterten Projekt der Ichkonzentriertheit des Unternehmers, wie sie Joseph Schumpeter vertreten hat: Ein Unternehmer ist nicht der, der sein Kapital einsetzt, sondern der, der etwas unternimmt. In diesem Sinne

kann man als Besitzer oder Eigentümer auch etwas mit seiner Arbeitskraft unternehmen. Bei Marx ist dies ja ein kritischer Begriff. Der Arbeitskräfteeigentümer muss aus seiner Arbeitskraft etwas machen. Die Faustformel, „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“, gehört in diesen Zusammenhang. Nebenbei gesagt, stimmt die Formel eher selten.

Eine andere Seite des gegenwärtigen Menschenbildes verdeutlicht die Vorstellung des allseitig verfügbaren Menschen. Der allseitig verfügbare Mensch vergisst seinen Eigensinn und passt sich permanent im Sinne der Verwertbarkeit an den Markt an. Dieses Menschenbild dringt immer stärker in die Schul- und Universitätsbildung ein. Der Bologna-Prozess ist – bei allen wahrnehmbaren Brüchen – auf einen Menschentyp dieser Art gerichtet. Natürlich gibt es in diesem Prozess Konflikte, die es letztendlich ermöglichen, von der Linie abzuweichen, aber im wesentlichen ist der außengeleitete Mensch Ziel der Erziehung und Bildung. Im Grunde ist es ein Kunde – der Student als Kunde – der hier produziert werden soll. Am Ende entsteht der leistungsbewusste Mitläufer und nicht mehr der politische Mensch.

Aber die dritte Ebene des Menschbildes ist auch noch da. Sie zeigt sich im Kampf um Autonomie und um die Erweiterung der Autonomiefähigkeit des Menschen. Menschen sind nicht autonom. Aber wenn man ihre Autonomiefähigkeit nicht unterstellt, kann man eigentlich keine Prozesse einleiten, in denen so etwas wie ein innengeleiteter Mensch sich bewegen könnte. Ich glaube, dass diese dritte Komponente in Hinsicht auf ihre Bedeutung ebenfalls im Wachsen begriffen ist. Wir bewegen uns in der Tradition von Kant, in der Aufklärung als Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit gefasst ist. „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes ohne Anleitung eines anderen zu bedienen – sapere aude!“ In diesem Rahmen spielen viele Elemente der Selbstaufklärung, des freien Blicks auf das Ich, eine wichtige Rolle. Supervision kann gewissermaßen den Möglichkeitssinn sichtbar machen. Es gibt keine kausal festgelegten Strukturen, in denen der Mensch nicht anders handeln kann, als es die Tatsachenmenschen festlegen. Das ist eigentlich das, was letztes Ziel von Bildung und Erziehung ist: eine Persönlichkeitsbildung im Sinne von Würde, die – wie Kant sagt – keinen Preis hat.

Vielen Dank.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Dr. Oskar Negt, Podbielskistraße 31, 30163 Hannover.

*Sabine Benninghoff*

## Die Reflexion supervisorischer Prozesse anhand sozialwissenschaftlicher Theorien

### Zusammenfassung

Als Supervisorinnen i.A. (FiS) und gleichzeitig Masterstudierende für Supervision und Beratung der Uni Bielefeld ist es unsere offizielle Aufgabenstellung und zugleich persönliche Herausforderung, unsere ersten praktischen Berufserfahrungen mit Hilfe wissenschaftlicher Theorien zu belegen. Im folgenden Artikel geht es um humanwissenschaftliche Aspekte als erweiterte Perspektive in der praktischen Arbeit und supervisorischen Reflexion. In Anlehnung an die Bindungstheorie und die Anerkennungstheorie kann ein differenzierteres Verstehen der Verhaltensmuster und Beziehungsdynamiken der Supervisorin im ersten Teil des Artikels entstehen. Durch die Analyse familiärer und beruflicher Sozialisationsprozesse und verschiedener Aspekte zum „Unternehmerischen Selbst“ wird die Zerrissenheit zwischen Beruf und Familie einer berufstätigen Frau deutlicher. In beiden Fällen wurde versucht, die beschriebenen Theorien nicht als Schablonen auf die Arbeit zu legen, sondern die konkrete Praxissituation auf dem theoretischen Hintergrund zu erarbeiten und darüber bei der Suche um das Verstehen komplexer Zusammenhänge von beruflichen Konfliktsituationen unterschiedliche Blickrichtungen zu verfolgen.

Die Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlichen Theorien und unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen hat mir sehr geholfen, reflexive Bezüge in meinen Supervisionsprozessen zu erstellen und einen neuen Weg zum hermeneutischen Verständnis in der Supervision, sowohl als Supervisorin als auch in meiner noch neuen Rolle als Supervisorin (i.A.), zu erkennen. Gleichzeitig merke ich, dass mir durch das Erarbeiten dieser wissenschaftlichen Theorien am Anfang meiner neuen Identitätsfindung oder auch neuen beruflichen Sozialisation eine Erschütterung in Form von Unsicherheit bezüglich des Fremden begegnet.

Mit dem zentralen Thema, Beratung sei eine trivialisierte Form von Therapie, haben sich Beratungswissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen im Arbeitsfeld Beratung seit den 1970er Jahren beschäftigt. Auch für die Supervision vertritt Gaertner (1995) die These, dass diese vor allem durch den Psychoboom in den 1970er Jahren, das heißt durch die Konjunktur der Humanistischen Psychologie zu einer trivialen Form der Beratung geworden sei. Genährt wird diese Diskussion von der Trivialisierung durch den Vorwurf, dass Diagnosen und Verstehenszugänge in der Beratung und Supervision sich zunehmend auf die Wissensbestände der Psychologie und der Psychopathologie reduzieren. Da ich selbst in einem beruflichen Feld

Beratung anbieten möchte, in dem Supervision eine noch unbekannte Disziplin ist und erst ein Bewusstsein dafür geschaffen werden muss, ist es für mich persönlich darüber hinaus wichtig, mir klarer in der Definition – was ist/kann Supervision – zu werden. Dazu gehört für mich einerseits, die Schnittstellen zu angrenzenden Disziplinen zu erkennen und mir gleichzeitig theoretisches Grundwissen der Bezugswissenschaften anzueignen, um mir anhand dieser Erkenntnisse, ein eigenes Verständnis für Supervision aufzubauen, sowie meine persönliche supervisorische Haltung weiter zu entwickeln und zu internalisieren.

Im Folgenden werde ich deshalb ausgewählte sozialwissenschaftliche Theorien in Bezug auf mein Verständnis von meiner zukünftigen Supervisionsrolle reflektieren. Diesem Beitrag liegt die gekürzte Bearbeitung eines Studienbriefs im Rahmen meiner Ausbildung zur Master-Supervisorin zu Grunde. Aus datenschutzrechtlichen Gründen sind alle Personen in diesem Essay anonymisiert.

### Die Bedeutung der Bindungstheorie für Supervision und Beratung

Die Bindungstheorie hat zum Ziel, sich mit den Auswirkungen früher Kindheits-erfahrungen mit engen Bezugspersonen auf die spätere Persönlichkeit eines Menschen zu befassen. John Bowlby bezeichnet diese Bezugsperson als die primäre Bindungsfigur, allerdings können auch zwei oder drei andere Bindungspersonen vom Kind gewählt werden, z. B. neben der Mutter auch der Vater, Geschwister und auch nicht verwandte Personen (Rohnke 2010).

Die Bindungstheorie besitzt Berührungspunkte mit der Psychoanalyse, mit der sie die Auffassung teilt, dass frühkindliche Erlebnisse ein Schlüssel zur Erklärung der gesamten weiteren Entwicklung eines Menschen sind (Heeren/Glaser 2008). Gleichzeitig grenzte Bowlby sich klar von der triebtheoretischen Vorstellung der Psychoanalyse (Freud) ab, da er keine Zusammenhänge zwischen Nahrungsaufnahme des Kindes und einer oralen Lust beobachten konnte. Seine zweite wichtige Unterscheidung zur Psychoanalyse ist, dass er unabhängig vom Sexualtrieb dem Menschen einen eigenständigen Bindungsmodus, eine Bindungsneigung zuspricht (vgl. Kunstmann 2010, S.37). Die Bindungstheorie nimmt an, dass die Entwicklung einer sicheren Bindung zwischen einem Kleinkind und dessen primärer Bezugsperson in der Kindheit die Grundlage für die Fähigkeit ist, stabile und intime soziale Beziehungen im Erwachsenenalter aufrecht zu erhalten. (Heeren/Glaser 2008)

In den empirischen Untersuchungen, die zur Erstellung dieser Theorie führten, wurde das Verhalten von Säuglingen und intensiv die ersten Jahre ihrer Erziehung und Entwicklung beobachtet und analysiert. Eine Zeit also, die Anfänge des Lebens, die für die meisten Menschen im Dunkeln liegt. Erlebnisse, die wir als Kinder noch nicht mit Worten beschreiben konnten, sind für uns als Erwachsene nicht mehr „abrufbar“, stellte der Gedächtnisforscher und Neurowissenschaftler Hans Markowitsch fest. Erst wenn wir die Muttersprache nahezu beherrschen, fängt das autobiografische Gedächtnis, in dem wir persönliche Erlebnisse aufbewahren, an

zu funktionieren (Markowitsch 2002). Es ist das autobiografische Gedächtnis, das den Menschen zum Menschen macht. Es handelt sich um das Vermögen, „Ich“ sagen zu können und damit eine einzigartige Person zu meinen, die eine besondere Lebensgeschichte, eine bewusste Gegenwart und eine erwartbare Zukunft hat (Markowitsch/Welzer 2006). Machen wir uns also bewusst, dass nach wissenschaftlichem Erkenntnisstand der Bindungstheorie nach Bowlby der Säugling das angeborene Bedürfnis hat, enge, von intensiven Gefühlen getragene Beziehungen zu anderen zu entwickeln. „Das Bedürfnis enge, emotionale Beziehungen einzugehen besteht bereits beim Neugeborenen und bleibt bis zum Erwachsenenalter und hohen Alter bestehen.“ (Bowlby 1997, S.21). Unser Bindungsverhalten entwickelt und manifestiert sich also in den ersten Lebensmonaten und prägt lebenslang unsere Fähigkeit, Beziehungen einzugehen.

Subjektiv erfahrbare menschliche Qualitäten wie Einmaligkeit der Identität, Selbstbestimmung, Liebesfähigkeit, emotionale Intelligenz, Kreativität, Konfliktfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit und damit die Fähigkeit zur Übernahme gesellschaftlicher Verantwortlichkeit reifen ausschließlich im Raum gesunder, sicherer Bindungen. Die daraus resultierende Zufriedenheit und Sinnerfahrung in Liebe und Arbeit (Sigmund Freud) korreliert mit körperlicher und psychischer Gesundheit (ABT 2005).

In der Supervision, in der es oft um Kontaktverhalten und die Form der Beziehung zu Kollegen, Vorgesetzten als Teamleiter oder mit Klienten und Patienten geht, kann es ein Zugang zu der Thematik sein, auf die Grundlagen des eigenen Bindungsverhaltens zu schauen. Gleichzeitig liegen genau diese Grundlagen in einer biografischen Dunkelzone und sind oft nicht abrufbar. Die Objektivität dieser Erinnerungen wird durch Erzählungen, Fotos, das Auslassen oder Verschönern mancher Erlebnisse eingeschränkt und fraglich. Lediglich Erinnerungen, die auf starken Emotionen beruhen, sind sehr präsent. Insgesamt ist die eigene Wahrnehmung als subjektiver Faktor nur schwer greifbar und nicht einfach, in eine supervisorische Arbeit zu integrieren.

Frau W., Ende 40, Laborleiterin in der Pharmabranche, berichtet immer wieder von Konflikten mit Kollegen und Kolleginnen. Sie ist zuständig für ein Team bestehend aus LaborantInnen, wissenschaftlichen MitarbeiterInnen aus verschiedensten naturwissenschaftlichen Bereichen und Verwaltungspersonal. Neben ihren hauptberuflichen Aufgaben gehört sie auch dem Betriebsrat an. In ihrem Beruf ist sie engagiert und zuverlässig. Sie selbst beschreibt sich als offen, zielstrebig, interessiert und als „Macherin“, die gerne die Dinge in die Hand nimmt, statt lange „um den heißen Brei zu diskutieren“. Von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen fühlt sie sich grundsätzlich geschätzt. Bemerkungen wie „bevor ich denen das lang und breit erklärt habe, habe ich es schneller selbst gemacht und dann weiß ich auch, dass es richtig ist“, vermitteln allerdings den Eindruck, dass der Kontakt zu ihnen oft vermieden wird und Zusammenarbeit schwierig ist.



Als sie auf Nachfrage ihr privates Umfeld beschreiben soll fällt auf, dass sie Hobbys und alte Freunde, nicht aber ihre Familie erwähnt. Auf soziale Kontakte außerhalb des beruflichen Feldes, so erklärt sie, lege sie keinen großen Wert, da sie im Beruf genügend Kontakt habe. Über ihre Eltern spricht Frau W. wohlwollend, höflich aber ohne viele Emotionen. Ihre Kindheit beschreibt sie als „normal“. Sie sei von ihren Eltern unterstützt, gefördert und gefordert worden in den Belangen, die sie für richtig hielten. Frau W. betont, dass es ihr sehr wichtig ist, hohe Leistung zu erbringen und sie sich ärgert, wenn andere ihren Anforderungen nicht entsprechen und es dadurch immer wieder zu Konflikten kommt. Während einer Fallbesprechung erwähnt Frau W. beiläufig, dass sie ihr erstes Lebensjahr bei Pflegeeltern verbracht hat.

Nach der Bindungstheorie nach Bowlby/Ainsworth prägt die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung des ersten Lebensjahrs das Bindungsverhalten und die Interaktion im Erwachsenenalter. Direkte und angemessene Reaktionen der Eltern auf die Äußerungen und Bedürfnisse des Kindes helfen diesem, sichere Bindungen aufzubauen. Kinder, die eine verlässliche, verständnisvolle und emotionale Unterstützung in Situationen erhalten, in denen sie sich bedroht fühlen oder Kummer haben wie beispielsweise bei der Trennung von den Bezugspersonen, können ein positives Selbstbild und Vertrauen in die soziale Umwelt entwickeln. Fehlende emotionale Unterstützung, mangelnder Rückhalt und emotionale Zurückhaltung können dagegen dazu führen, dass ein Kind sich dauerhaft emotional von seiner Umwelt distanziert und das Bedürfnis nach Kontakt, Zuwendung und Nähe unterdrückt (Capuno 2004). Kinder, die keine Sicherheit in Bezug auf die Verfügbarkeit ihrer Bindungsperson aufbauen können, versuchen drohenden Zurückweisungen durch Beziehungsvermeidung zu entgehen.

Frau W. ist oft unzufrieden mit den Arbeitsleistungen ihrer Kollegen und Kolleginnen und es fällt ihr schwer, in diesen Situationen ein empathisches Gefühl für ihr Gegenüber zu entwickeln. Es lässt sich vermuten, dass die frühe Trennung von den primären Bindungspersonen und die emotionale Qualität dieser frühen Bindungen dazu geführt haben, dass Frau W. wenig Vertrauen in die Beziehungen zu Kollegen und Kolleginnen zeigt und sich ungern auf sie verlässt.

Bindungstheoretiker unterscheiden zwischen vier unterschiedlichen Bindungsqualitäten: Sichere, unsicher-vermeidende, unsicher-ambivalente, unsicher-desorganisierte Bindung. Das Muster der zunehmenden emotionalen Selbstgenügsamkeit fügt sich hier zum Typus der unsicher-vermeidenden Bindung. Im unsicher-vermeidenden Modell ist die Bindungsperson als zurückweisend abgebildet. Um weitere Zurückweisung zu vermeiden, wurde die Strategie entwickelt, die eigenen Bindungsbedürfnisse zu unterdrücken. Dieses Modell ist damit im Gegensatz zum sicheren Modell realitätsferner, was dazu führt, dass es eher starr bleibt und neue Bindungserfahrungen nicht so flexibel integriert werden können. Personen mit diesem Modell haben eine distanzierende Haltung gegenüber allen Formen von Bindungsbedürfnissen und leugnen häufig den Einfluss von engen Beziehungen auf

ihre Entwicklung. Sie betonen dagegen Stärke, Leistung und Unabhängigkeit. (vgl. Gloger-Tippelt 2001, S.114).

Das Erleben in der Kindheit, Anerkennung und Liebe in Form von positiven Sanktionen für erbrachte Leistungen zu erhalten könnte der Auslöser für Frau W.s Aktionismus und die übersteigerte Suche nach Anerkennung sein und eine Erklärung für ihren Perfektionismus und die hohen Erwartungshaltungen und Leistungsanforderungen gegenüber anderen. Gleichzeitig scheint sie immer wieder zu erleben, dass Anpassung und Leistung keine ausreichenden Garantien für gute Beziehungen sind. Kollegen reagieren häufig nicht mit der von ihr erwarteten Anerkennung oder „Gegenleistung“, worauf Frau W. eher mit Aktionismus antwortet, als dass sie ihre Enttäuschung oder den Konflikt anspricht.

### Die Bedeutung der Anerkennungstheorie für Supervision und Beratung

Ein weiterer Verstehenszugang ist für mich mit der Anerkennungstheorie von Axel Honneth gegeben. Er nimmt zunächst die hegelianische Überzeugung auf, dass menschliche Identität sich im Kern im Rahmen eines Kampfes um Anerkennung begründet, der sowohl Konflikte als auch ihre Lösung durch Kommunikation umfasst (Gröning, 2010). Hegel hielt fest, damit Menschen überhaupt interagieren können, müssen sie sich anerkennen und erwarten, dass sie mit ihrer Kommunikation Konsens herstellen. Die Subjekte sind zwar verschieden und entgegengesetzt, ihr Zusammenhalt wird aber durch intersubjektive Anerkennung konstruiert. Honneth drückt es so aus, dass in dem Maße, in dem ein Mensch sich in bestimmten Fähigkeiten und Eigenarten durch einen anderen Menschen anerkannt weiß und darin mit ihm versöhnt ist, lerne er auch zugleich Teile seiner unverwechselbaren Identität kennen und sei somit dem anderen wieder als etwas Besonderes entgegengesetzt. In der wechselseitigen Anerkennung erführen die Individuen ihre Identität (S. 90-91).

Die soziale Identität einer Person wird zudem als ein relationales Beziehungs- und wechselseitiges Anerkennungsverhältnis verstanden, das in je besondere historische, biografische und sozialstrukturelle Kontexte „verstrickt“ ist, die sich ihrerseits in permanenten Prozessen der Transformation befinden. Unter derart prekären, aber auch lernförderlich gestaltbaren Bedingungen wird soziale Identität „teilweise von der Anerkennung und Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch andere geprägt. So kann es sein, dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes und verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nicht-Anerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen.“ (Taylor 1993, Mörchen/Tolksdorf 2009).

Dies bringt mich gedanklich zu Frau M., die seit einem halben Jahr zu mir zur Supervision kommt. Frau M. arbeitet als Juristin in einer Behörde. Sie ist 40 Jahre alt, verheiratet, hat zwei Kinder im Kindergarten- bzw. Grundschulalter und steht am Anfang einer weiteren Schwangerschaft. Thema der Supervision ist ihre berufliche Perspektive. Konkret beschäftigt sie zunächst ein anstehendes Gespräch mit ihren Vorgesetzten, in dessen Verlauf sie diese über ihre Schwangerschaft informieren und über ihre Vertragsverlängerung sprechen möchte. Zudem erwähnt sie eine eigene Unzufriedenheit innerhalb des Unternehmens bzw. ihrer Rollenfindung innerhalb des Unternehmens. Als ganz grundsätzliches und langjähriges Problem sieht sie eine fehlende Balance in ihrem Leben, durch die Doppelbelastung Familie und Beruf.

Im Laufe des Kontraktgesprächs, unserem ersten Treffen, hatte ich den Eindruck, dass die Themen von Frau M. stärker im persönlichen als im beruflichen Kontext liegen und dort eine sichtlich bedrückende Schwere für sie haben. Sie wirkt recht klar und distanziert, wenn sie über ihre Situation im Beruf redet, wogegen diese Klarheit schwindet, wenn es um ihre Rolle als Mutter und Hausfrau geht. In diesen Momenten ist sie in ihren Gefühlen und Äußerungen sehr ambivalent. Auf der einen Seite wirkt sie sehr hart – in Worten sowie in ihrer Mimik – und trivialisiert diese Rolle aufs Äußerste. Im nächsten Augenblick steigen ihr spontan Tränen in die Augen. Anfangs war ich durch diese rigorose Ablehnung der Mutterrolle irritiert, in manchen Szenen konnte ich eigenen Ärger darüber in mir spüren. Erst in ihrer offensichtlichen Ambivalenz konnte ich ein Ringen um Rollen und Anerkennung erkennen und einen Zugang zu den dahinter befindlichen Themen finden (vgl. dazu auch Dierks 2005).

Frau M. hatte nach ihrem Studium eine Stelle als Richterin im Osten Deutschlands angenommen. Als sie von diesem Abschnitt ihres Lebens erzählt, strahlen ihre Augen. Es scheint für sie nicht nur beruflich, sondern in ihrem sozialen Umfeld eine sehr erfüllte Zeit gewesen zu sein. Ihren Worten ist zu entnehmen, dass sie während dieser Zeit für ihre Leistungen soziale Wertschätzung bekommen und empfunden hat. Sie erwähnt, dass ihr der Status, der mit der gesellschaftlichen Rolle als Richterin verbunden war, sehr gut gefallen und getan hätte. Zu der Zeit lebte sie in einer Fernbeziehung mit ihrem heutigen Mann, die sie erst aufgaben, als sie schwanger wurde und damit ihre Stelle und die Stadt verließ, um zu ihrem Mann zu ziehen. Der Verlust dieser Position war zu der Zeit verbunden mit dem Verlust des beruflichen Status und aus dieser Perspektive wurde die Mutterschaft als sozialer Abstieg empfunden.

Martin Kohli, Wissenschaftler in der Erwachsenensozialisation, macht darauf aufmerksam, dass die Statuspassage des Eintritts wie des Austritts aus dem Berufsleben als Krise codiert wird (vgl. Gröning 2010, S. 26). Er bezieht diese Aussage auf den Austritt im Pensionsalter. Meiner Ansicht nach wird in dieser Passage vernachlässigt, dass für die Frau auch der Ausstieg aus dem Berufsleben bedingt durch die Schwangerschaft bzw. Elternzeit eine Krise im beruflichen Lebenslauf bedeutet. In

den meisten Fällen bedeutet diese Zeit für die Frau einen „Karriereknick“ bis hin zum vollständigen Ausstieg aus dem Erwerbsleben bzw. der Institution.

War die Rolle der Frau einer heute 70-Jährigen gesellschaftlich vorgeformt und als Reproduktionsarbeit institutionalisiert, hat sich diese im Laufe der letzten Jahrzehnte nahezu umgekehrt. Der erste Familienminister der Bundesrepublik, Franz Josef Wuermeling (amtierend von 1953 bis 1962) definierte die Anforderungen an die Frau wie folgt: „Der Frau sei die Aufgabe der Selbsthingabe und Selbstverleugnung zugewiesen, ein Dienst an höheren Zielen, Fürsorge für Mann und Kinder.“ (vgl. Gröning 2010, S.31). Dementsprechend wurde auch Gleichberechtigung verstanden: als Prinzip der Demokratie abstrakt und grundsätzlich bejaht, aber entschieden zurückgewiesen, wo immer sich damit ein Anspruch verband, die bestehenden Geschlechterordnung zu verändern (Beck-Gernsheim 2008).

Heute scheint der Fokus der gesellschaftlich definierten Anforderungen an die Frau ebenfalls in der Selbstaufgabe und Selbsthingabe zu liegen. Allerdings ist es nicht mehr standesgemäß, die Rolle der aufopfernden Mutter einzunehmen, sondern ihr wird die Rolle der Managerin ihres Selbst und ihres Lebens zugesprochen. Die Sozialwissenschaftlerin Marianne Dierks hat 2005 zu diesem Phänomen der Unbewusstmachung der Mutterrolle im Bewusstsein vor allem von hochqualifizierten berufstätigen Frauen promoviert und darin ein neues biografisches Muster erkannt. Beruf und Familie vor allem im Bereich hochqualifizierter Führungsaufgaben zu vereinbaren, führe, nicht mehr dazu, dass Frauen aus dem Beruf ausstiegen, sondern dass sie versuchten, den Konflikt zu lösen, indem sie Hausarbeit und Kindererziehung bagatellisierten und aus ihrem Bewusstsein abspalteten (vgl. Gröning 2010, S.33).

Frau M. befürchtet, dass ihre Lebensform – Berufstätigkeit mit Kindern – (im Sinne der Anerkennungstheorie) nicht wertgeschätzt wird. Die individuelle Möglichkeit, die Frau M. wählt, um mit dem Anerkennungs-Konflikt in Bezug auf ihre Lebensform umzugehen ist, dass sie die Bedeutung ihrer Lebensform in ihrem Bewusstsein verändert. Sie trivialisiert (der Gesellschaft gegenüber) etwas, was ihr – nimmt man ihre Tränen hinzu – persönlich viel bedeutet: ihre Kinder, die Familie.

Die Anerkennungstheorie von Honneth verweist jedoch gerade in Bezug auf die soziale Anerkennung auf eine andere Möglichkeit mit dem Konflikt einer nicht anerkannten Lebensform umzugehen. Honneth erklärt den Konflikt wie folgt: Leistungen zu erbringen und in Bezügen zu leben, die von der Gesellschaft und ihren Mitgliedern als wertvoll anerkannt werden, fördert eine praktische Selbstbeziehung, die er Selbstwertgefühl und Selbstschätzung nennt und die zusammen mit Selbstvertrauen und Selbstachtung den drei Anerkennungsmustern emotionale Zustimmung, Rechtllichkeit und Wertschätzung entspricht (vgl. Honneth 1994, S.91). Die Wertschätzung für eine Lebensform drückt sich durch Solidarität aus, die Geringschätzung einer Lebensform durch Entsolidarisierung und Beschämung. Diese Erfahrung machen viele Frauen in dieser Lebensphase. Auch das Unbehagen, das Frau M. vor dem anstehenden Gespräch mit ihrem Vorgesetzten beschreibt, lässt

vermuten, dass sie offensichtlich erwartet, dass sich diese Erfahrung bzw. Ängste bestätigen könnten.

In modernen Gesellschaften finden nach Honneth immerzu Anerkennungskämpfe um den Wert bestimmter Lebensformen statt. Wie erfolgreich diese sind, hängt vom Ausmaß der Solidarität und von der „moralischen Grammatik“ (Honneth 1994) eines Konfliktes ab, also inwieweit eine Lebensform und Lebenssituation als ungleich empfinden wird.

Mit der Geburt der Kinder wurde Frau M. für ihre Arbeitgeber in ihrer Verfügbarkeit immer eingeschränkter und wurde dadurch immer stärker an den Rand der Berufshierarchie abgedrängt (vgl. Beck-Gernsheim 2008). In der Supervision kann sich Frau M. über ihre ambivalenten Gefühle bezüglich dem Anspruch nach beruflicher Anerkennung und sozialem Status und dem Wunsch nach Familie klarer werden. Über die Reflexion ihrer Lebenssituation und ihrer persönlichen Vorstellungen und Ziele will sie versuchen sich mit der neuen Situation nach der Geburt des dritten Kindes auseinander zu setzen. Ob zu dem Zeitpunkt das Konzept ihrer Lebensform für sie Karriere oder Familie oder wie in den letzten Jahren „Doing Family“ bedeutet, versucht sie so affektfrei zu entscheiden, auch, um im Gespräch mit Ihren Arbeitgebern und der Familie einen klaren Standpunkt einnehmen zu können.

### Das unternehmerische Selbst

Soziologen, die sich wissenschaftlich mit dem Thema „Erwachsenensozialisation“ auseinandersetzen, haben den Begriff des „unternehmerischen Selbst“ als gesellschaftliches Leitbild und Inbegriff der Anerkennung formuliert. Schon in den 1960er Jahren existierte in Bezug auf Stabilität und Reife im Habitus des Erwachsenen die Idee des lebenslangen Lernens und der lebenslangen Bildung. Die „Reife“ des Erwachsenen sei keineswegs naturhaft, sondern sozial hergestellt, so Kohli (vgl. Gröning 2010, S. 26), und hänge vor allem mit der Zeitstruktur des Lebenslaufs zusammen. Verschiedene Faktoren, wie z. B. Modernisierung, der demographische Wandel, der technologische Fortschritt und verschiedene andere Aspekte zeichnen sich in der Gesellschaft durch veränderte Lebenslaufstrukturen ab. Stellte man sich in den 1980er Jahren noch der Anforderung „Architekt seines eigenen Lebens zu sein“ (Ulrich Beck), so ist heute die Steigerung, „das unternehmerische Selbst“ gefragt und zum Leitbild für Erwerbstätige, vor allem ambitionierte Erwerbstätige geworden. Andrea Bührmann spricht davon, dass sich dieser Begriff nicht nur auf die Erwerbstätigkeit bzw. den Betrieb beziehe, sondern sich auf die gesamte Lebensführung erstreckt. „Handle unternehmerisch und stelle deine gesamte Lebensführung auf unternehmerisches Handeln um.“ (Gröning 2010, S.29). Die Soziologie des Lebenslaufes hat für diese Herausforderungen bisher Begriffe wie Retraditionalisierung geprägt, um aufzuzeigen, dass diese Entwicklung zumeist auf Kosten der Frauen und mit Rückgriff auf traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gelöst werde (Dierks 2008).

Frau M. berichtet, dass sie in den zwei Jahren ihres Zeitvertrages noch nicht einen Tag krank gewesen sei. Sie hat dem Arbeitgeber also keinerlei Anzeichen gegeben, dass sie durch die Mutterrolle nicht hundertprozentig und zu jeder Zeit einsetzbar wäre. Sie berichtet, dass sie als einzige Frau im Juristenteam immer das Gefühl habe, sich stärker beweisen zu müssen als ihr männlicher Kollege auf gleicher Hierarchieebene.

Aber nicht nur in ihrem Berufsleben, auch im Familienleben scheint die Gleichberechtigung in der Umsetzung schwierig zu sein. Sie berichtet, dass zweifelsfrei sie es sei, die bei Terminkollisionen Lösungen und Alternativen suchen würde. So eröffnete sie mir bei unserer letzten Sitzung, dass sie unsere Termine erst mal aussetzen müsse, da ihr Mann momentan beruflich sehr eingespannt und nicht mehr in der Lage sei, ihr die zwei Abende im Monat „frei“ zu halten. Die (supervisorischen) „Treffen“ seien für sie „Luxus“ und darauf müsse sie jetzt, in einer Zeit, die für die Familie sehr anstrengend sei, erst mal verzichten.

In der Identifikation mit meiner Supervisorin kann ich mich in manche ihrer Denk- und Verhaltensweise einfühlen. Ich verbinde damit ein rollenspezifisches Verhalten, das mir in der Phase der primären Sozialisation vermittelt wurde. Dieses Bewusstsein beruht auf der damals klassischen und traditionellen Rollenverteilung. Die Mutter war für Familie und Kinder da und stärkte dem Mann den Rücken, um den „Ernährer“ und seine berufliche „Karriere“ zu unterstützen und damit den Erhalt der Familie zu gewährleisten. Erlebt und empfindet man als Kind dieses Familienkonzept als stimmig und funktionierend, kann daraus ein eigenes Verhaltensmuster entwickelt und verinnerlicht werden, das sich als Erwachsener schnell reaktivieren lässt.

Diese Gegenübertragung wird mir im Kontakt mit Supervisorinnen wie Frau M. sehr bewusst. Bei Frau M. kann man neben dieser traditionellen Verhaltensweise, Abwehr in Form von affektivem Verhalten erkennen. Diese Abwehr vermittelt sie durch verbale Äußerungen über ihre Rolle als Mutter und Hausfrau, die sie stark banalisiert, trivialisiert und dadurch entwertet. Ihre Äußerungen wirken wie die einer Person, die sich tief entwürdigt fühlt. Das Gespräch mit ihren Vorgesetzten, in dem sie ihre Schwangerschaft bekannt gab, zögerte sie lange Zeit hinaus und hatte große Bedenken ob der Reaktionen. „Mein Chef wird bestimmt enttäuscht von mir sein.“ (Frau M.).

Kinderwünsche und generative Verantwortung sind in den vielen Erwerbssphären Tabuthemen. Frauen sollen die Mutterschaft so unauffällig und so effizient wie möglich organisieren. Reproduktionsarbeit hat sich dahingehend verändert, dass sie dauernd nebenher läuft und rund um das Erwerbsleben organisiert werden muss. Marianne Dierks untersucht in ihrer qualitativen Studie zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf u.a. hoch qualifizierte Frauen und zeigt auf, „dass Frauen als Führungskräfte dazu neigten, für den Fall, dass sie überhaupt Kinder haben, so zu tun, als erzögen, organisierten und reproduzierten sich diese Kinder quasi von selbst“ (Gröning 2010, S.33).

„Obwohl die Anforderungen an die Erziehungsarbeit in den letzten Jahrzehnten deutlich gestiegen sind, und die Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung bzw. -Interaktion für das Gelingen der kindlichen Entwicklung wissenschaftlich herausgearbeitet wurde, wird die unmittelbare private pädagogische Alltagsarbeit von den Akteurinnen trivialisiert oder unerwähnt gelassen – offenbar sind diese Tätigkeit im Bewusstsein der qualifizierten Frauen entwertet und zur Banalität geworden.“ (Dierks 2008, S. 69)

Unternehmerisches Selbst oder generative Verantwortung? Was passiert da unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit? Kann eine Frau dem Spagat zwischen den Erwartungen an ein „unternehmerisches Selbst“ und denen einer Mutter, die ihrem Kind eine sichere Basis als Voraussetzung für ein „gesundes“ lebenslanges Bindungsverhalten bieten soll, gerecht werden? Sind die Voraussetzungen für die Erfüllung dieser komplexen Aufgabe gegeben und besteht auch nur rein theoretisch die Möglichkeit, dass eine Frau es schaffen kann, dem allen gewachsen zu sein bzw. zu entsprechen? Das „unternehmerische Selbst“ ist Unisex. Die Definition bzw. die Voraussetzungen zur erfolgreichen Erfüllung dieser Anforderung bzw. Erwartung sind allerdings allein durch eine natürliche, geschlechterspezifische Tatsache grundsätzlich unterschiedlich. Es gibt also bei dieser Entwicklung einen entscheidenden Faktor, der einer Chancengleichheit, die in modernen Gesellschaften das Recht auf eine gerechte Verteilung von Zugangs- und Lebenschancen bezeichnet, entgegensteht. Gleichzeitig braucht es zur Erhaltung unserer Gesellschaft Menschen, die Verantwortung für die Reproduktionsarbeit übernehmen. Anstatt dies aber gesellschaftlich transparent zu behandeln, wird das Problem als privates definiert (vgl. Gröning 2010, S.32) und Frauen dadurch offensichtlich in eine Ecke unserer Gesellschaft gedrängt.

Frau M. fiel es schwer, ihren Vorgesetzten von ihrer Schwangerschaft zu berichten. In ihren Bedenken schwangen Angst und Scham mit. Diese Angst hatte etwas Normatives; Angst, zu enttäuschen, nicht mehr den Anforderung an die Rolle gerecht zu werden. Angst, die vielleicht schon da ein Vorläufer für die Angst war, die mit dem Verlassen des vertrauten Gebietes und dem erneuten Wechsel ihrer Rolle zu tun hatte.

Das Gespräch, das sie suchte und eröffnete, war, wie sie es im Nachhinein beschrieb, ein Informationsaustausch. Die Gegenseite reagierte „überrascht“, was sie nur mit „(...) aber das war ja zu erwarten.“ honorierte. Frau M. beschreibt ihre beiden Vorgesetzten als eher konservative Juristen. Ihr Chef, dessen Erwartungen sie ihrer Meinung nach nicht erfüllte, hat nur noch wenige Jahre bis zu seiner Pensionierung. Ihr direkter Vorgesetzter, etwas älter als sie, hat selbst keine Familie. Es ist also davon auszugehen, dass beide Männer wenige direkte Berührungspunkte mit der Rolle der modernen erwerbstätigen Frau und Mutter haben und Frau M. von daher keinen „Vertrauensvorschuss“ in Form von Anerkennung über die komplexe und vielschichtige Aufgabe und Rolle erhalten kann. Aus Sicht der Institution ist die Schwangerschaft von Frau M. erst einmal ein „Störfall (Kind)“ (Beck-Gerns-

heim 2008). Sie bedeutet den Ausfall ihrer Arbeitskraft und folglich Mehrarbeit, was unvorhergesehene Umstrukturierungen erzwingt. Die ihrem Team angehörige Sekretärin, selbst Mutter, war dagegen weniger überrascht. Sie freute sich über die schöne Nachricht. Als Frau und selbst Mutter gibt es zwischen den beiden Kolleginnen diesbezüglich ein verbindendes Element über den Job hinaus, was gegenseitige Anerkennung und das Verständnis für einander zulässt. Wie kommt es, dass es Frauen im beruflichen Kontext so schwer fällt, sich über die Nachricht einer Schwangerschaft offen zu freuen und die Geburt eines Kindes als großes Glück zu formulieren? Nicht die Freude und Anerkennung der Kollegin war für Frau M. entscheidend. In der Verkenntung bzw. Nichtanerkennung der beiden Vorgesetzten sah sie sich in ihrem Gefühl „zu enttäuschen“ bestätigt. Als sie in der Supervision von dieser Szene berichtete, sah ich eine Frau vor mir, die sich in ihrem Handeln gedemütigt fühlte. Und statt ihre Enttäuschung und ihren Ärger auf die Ignoranz der Chefs (der Gesellschaft) zu zulassen, empfindet sie einen Verlust durch ihre Schwangerschaft und sich in ihren persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten und damit in ihrer Persönlichkeit beschnitten.

Meine Vermutung ist, dass der Verlust des sozialen Status, den sie als Richterin genießen konnte und der durch ihre Entscheidungen für ein traditionelles Familienleben bzw. in diesem Falle der Entscheidung für ein Doing-Family-Konzept abhanden kam, und der damit eingeleitete, von der Gesellschaft definierte „soziale Abstieg“ für Frau M. sehr schmerzhaft war, dieser Schmerz aber nie Platz fand, gelebt und gefühlt zu werden.

Nicht erst mit den Anforderungen an das „unternehmerische Selbst“ ist die individuelle Verantwortlichkeit für die eigene Biographie gestiegen, womit im gleichen Maße die Angst vor dem persönlichen Versagen wächst. Diese Ängste sind zu großem Teil Statusängste, die sich aufgrund biographischer Erfahrungen, als permanent anwesende Hintergrunderfahrung etablieren können (Neckel 2006).

Frau M. ist mit einer bestimmten Erwartungshaltung in das Gespräch mit den Vorgesetzten gegangen und fühlte sich in der verhaltenen Reaktion ihres Gegenübers in ihrer Annahme, zu enttäuschen, bestätigt. „Dann (nach der Geburt des Kindes) werde ich wieder zu denen gehören, die alleine im Haus im Wohngebiet zurück bleiben, während sich die anderen ins Auto setzen und zur Arbeit fahren können. Und abends fragt man sich dann, was man eigentlich den ganzen Tag gemacht hat...“ (Frau M.) In dieser Aussage hat Frau M. die erlebte Wirklichkeit unmittelbar mit einer Bedeutung versehen. (Neckel 2006, S. 1)

Frau M.s Gefühle zeigen die hohe Bedeutung von Arbeit und „unternehmerischem Selbst“ in ihrem Bewusstsein. In ihrer (hierarchischen) Vorstellung stehen Erwerbsarbeit und berufliche Leistung über der Familie. Mit der Bereitschaft, sich um die Kinder und den Haushalt zu kümmern, verliert Frau M. den eigenen beruflichen Status und steht im Schatten des Status' ihres Mannes. Dies löst bei ihr Scham aus. Scham ist ein Wertgefühl. Sie zeigt die Empfindung an, im eigenen Wertebewusstsein herabgedrückt oder bedroht zu sein. Im Schämten spürt man ei-

nen persönlichen Wertverlust, der immer auch von dem Gefühl begleitet ist, dass man sich etwas zu Schulden kommen ließ, für einen selbst empfundenen Mangel auch selbst verantwortlich ist. (Neckel 2006, S.3).

Studien des Sozialwissenschaftler Stephan Marks (2009) beschäftigen sich mit den unterschiedlichen Ausprägungen von Scham. Er vertritt die Meinung, dass viele zwischenmenschliche Konflikte auf dem Hintergrund des Scham-Themas verstanden und gelöst werden können. Scham, beschreibt er als „tabuisierte Emotion“ und unterscheidet dabei grundlegend zwischen Scham und Schuld. Im Gegensatz zu Scham als Gefühl, bezeichnet Schuld eine Tatsache, die allerdings mit Gefühlen verbunden sein kann: mit Reue und Gewissens-Scham. (vgl. Marks 2009, S.59)

Einen weiteren Unterschied zwischen Scham und Schuld erklärt Marks in der Beschreibung der Kontrollinstanzen: „Die Kontrollinstanz liegt bei der Scham eher außen, sie ist der Blick der anderen; ihr Sinnesorgan ist das Auge. Scham ist vor allem um die Wirkung nach außen, das „Image“, besorgt, nach dem Motto: „Wenn das die Leute sehen“ (...) Bei der Schuld-Verarbeitung dagegen ist die Kontrollinstanz innen, im Gewissen; das ihr entsprechende Sinnesorgan ist das Ohr, mit dem wir auf die „Stimme“ des Gewissens oder Gottes hören.“ (Marks 2009, S.60)

Die Rolle der Frau wird gesellschaftlich seit langem kritisch und offen diskutiert. Die formale politische und rechtliche Gleichstellung der Frauen ist zwar beinahe überall erreicht, doch kommen Frauen nach wie vor nur sehr selten in leitende Stellungen in Politik und Wirtschaft. Der Anspruch der Frauen und an Frauen, sich gegenüber ihren männlichen Kollegen weiter zu behaupten besteht also weiter. Auf der Strecke scheint mir bei der Debatte zu oft der wertfreie und gesellschaftlich legitime Raum zu bleiben, der jeder Frau zustehen sollte, um für ihre individuelle Situation eine individuelle Entscheidung treffen zu können, ohne sich Ängsten und sozialer Scham zu verschreiben und sie darin gesellschaftlich mehr bestärkt und unterstützt werden sollte, als bislang oft diskriminiert. Es ist problematisch, den Grad der Freiheit der Frauen am Grad ihrer Gleichheit mit den Männern zu messen (Schrupp 2007).

In der Auseinandersetzung mit den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Ansätzen und Theorien habe ich einen erweiterten Verstehenszugang zu den Themen meiner Supervisanden bekommen. Mein anfänglich verspürter Ärger, wenn Frau M. trivialisierend über die Rolle einer Mutter und Hausfrau sprach, ist dem Verständnis möglicher Ursachen dieses Verhaltens gewichen, durch das es mir leichter fällt, offener auf die Themen einzugehen. Um solche Schritte tun zu können, ist es hilfreich, interdisziplinäre Bezüge zu erkennen und sich ein Grundwissen aus den Bezugswissenschaften der Supervision zu erarbeiten. Dass bei diesem Grundlagenwissen die Schnittstellen zwischen wissenschaftstheoretischen, lebensweltlichen, anthropologischen, soziologischen und psychologischen (Fatzer 1980, S.18) Forschungsansätzen fließend und situationsspezifisch nutzbar sind, sehe ich als Bereicherung an. Diese wissenschaftlichen Theorien kombiniert mit dem Kennen lernen verschiedener Verfahren, die der Supervision zur Verfügung stehen, u.a. Psychoana-

lyse, Gruppendynamik, systemische Beratung, Gesprächspsychologie, Gestalttherapie, Psychodrama, Themenzentrierte Interaktionelle Methode oder Verhaltenstheorie (Belardi 2009, S.117) ermöglichen es mir, ein eigenes supervisorisches Verständnis durch die Verknüpfung von Theorie und Praxis zu entwickeln.

## Literatur

- ABT (2005): Arbeitsgemeinschaft Bindungstheorie, Tannheim: Erfahrungsorientierte Bindungstheorie, 2005 (online) URL: <http://www.bindungstherapie.com/abt/ebt.html>  
 Gesundheitsmodell: (online) URL: <http://www.prekop-institut.com/publikationen.html>  
 Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.  
 Beck-Gernsheim, E.(2008): Störfall Kind: Frauen in der Planungsfalle. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Wochenbeilage der Zeitschrift „Das Parlament“ (APUZ 24/25).  
 Belardi, N. (2002): Supervision: Grundlagen, Techniken, Perspektiven, 3.Auflage, München.  
 Bowlby, J (2008): Bindung als sichere Basis, Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie, München.  
 Bühmann, A. (2004): Vom Programm zur individuellen Vermittlung von Subjektivierungsweisen. Vortrag im Arbeitskreis Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Augsburg.  
 Capuno, C. (2004): Mutter-Tochter-Beziehung: Wünsche, Ambivalenzen, Verstrickungen, E-Book.  
 Fatzer, G. (1990): Supervision und Beratung: Ein Handbuch, 11.Auflage, Bergisch Gladbach.  
 Dierks, M. (2005): Karriere! – Kinder, Küche?: Zur Reproduktionsarbeit in Familien mit qualifizierten berufsorientierten Müttern, Wiesbaden.  
 Gaertner, A. (2004): Supervision in der Krise – Expansionismus, Unschärfeprofil und die Ausblendung der Selbstreflexion. In: Buer, F./Siller, G. (Hrsg.): Institutionelle Modernisierung und die flexible Supervision. Wiesbaden.  
 Geserick, B. (2004): Die Bedeutung von Bindung und mütterlicher Unterstützung für die emotionale Regulation, Gießen.  
 Gloger-Tippelt, G. (2001): Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern.  
 Gröning, K. (2010): Studienbrief „Beratungswissenschaften“, Universität Bielefeld.  
 Gröning, K. (2020): Studienbrief „Sozialtheoretische Fundierung“, Universität Bielefeld.  
 Gröning, K./Hoffmann, C. (2010): Studienbrief „Forschungsmethoden“, Universität Bielefeld.  
 Heeren, J./Glaser, D. (2007): Theorie der Bindung, URL: <http://www.uni-bielefeld.de/paedagogik/Seminare/moeller02/07bindung2/index.html>  
 Honneth, A. (1992): Kampf um Anerkennung. Zur Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt am Main.  
 Kerres, L. (2006): Innere Arbeitsmodelle von Bindung, beziehungs-basierte Frühintervention, Hamburg.  
 Kohli, M. (1992): Erwachsenensozialisation. In: Schmitz, E./Tietgens, H. (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Erwachsenenbildung, Band 11. Stuttgart.  
 Lenz, M. (2000): Sozialisation zwischen Anlage und Umwelt, Universität Bielefeld.  
 Markowitsch, H.J./Welzer, H. (2005): Das autobiographische Gedächtnis, Stuttgart.  
 Marks, St. (2009): Scham – die tabuisierte Emotion, Düsseldorf.

- Mörchen, A./Tolksdorf, M. (2009): Die Theorie der Anerkennung – ihre Bedeutung für pädagogische Professionalität, Bielefeld.
- Neckel, S. (1991): Status und Scham, Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit, Frankfurt am Main/New York.
- Rohnke, H.-J. (2010): Kindertageseinrichtungen aktuell, Bindungstheorie und offene Arbeit: Erkenntnisse, Informationen und Hinweise für Elementarpädagogen, 03/2010, (online) URL: <http://www.kindergartenpaedagogik.de/2104.html>
- Schäffter, O. (2009): Die Theorie der Anerkennung: Ihre Bedeutung für pädagogische Professionalität. In: Lernort Gemeinde. Ein neues Format für Erwachsenenbildung. Bielefeld.
- Schrupp, A. (2004): Zukunft der Frauenbewegung, Rüsselsheim.
- Stegmaier, S (2008): Grundlagen der Bindungstheorie, Onlineresource 39711, (online) URL: <http://www.kindergartenpaedagogik.de/1722.html> (Stand 05.02.2008)

Anschrift der Autorin:

Sabine Benninghoff, Hans-Zöller-Straße 19, 55130 Mainz.

*Doris Finke-Hoppmann*

## „Habitusanalyse“ – ein Instrument des sozialwissenschaftlichen Verstehens

### Zusammenfassung

Im Bereich des methodischen und wissenschaftlichen Verstehens von Einzelfällen werden im Bereich der Supervision und Beratung zunehmend die Arbeiten des französischen Soziologen Pierre Bourdieu herangezogen. Mit seinem Konzept des Habitus legte Bourdieu die theoretischen Grundlagen dafür, wie Probleme des Beharrens und des sich nicht verändernden Könnens neben dem Wiederholungszwang ebenfalls wissenschaftlich zu erklären sind. Gleichzeitig ist der Habitus in der Interaktion mit Ratsuchenden und Supervisanden verhandelbar und ebenfalls aufzuklären. Vor allem im Zusammenhang mit beruflichen Barrieren, Integrationsproblemen und Problemen der sozialen Isolation im Team, also Berufsproblemen, die nicht fachlich bedingt sind, haben sich Habitusanalysen als wichtiges Instrument soziologischer Aufklärung in Supervisionsprozessen erwiesen. Der nun folgende Beitrag erklärt zunächst das Konzept Habitus von Pierre Bourdieu und zeigt am Beispiel einer jungen Frau in der Erzieherinnenausbildung auf, wie sich berufliche Probleme schon in der Ausbildung andeuten und wie diese sich als Ausdruck eines lebensgeschichtlich erworbenen Habitus verfestigen.

Der Beruf der Erzieherin ist für viele Angehörige niedriger und bescheidener Sozalmilieus ein Aufstiegskamin weg aus der Arbeiterklasse hin zur unteren Mittelschicht. Andererseits ist er auch ein Beruf für konservativ orientierte Töchter (seltener Söhne) des Kleinbürgertums und mittlerer Bildungsmilieus mit der Option der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Im Berufsfeld Erzieherin treffen sich entsprechend traditionell benachteiligte und aufstiegsorientierte Milieus in den gleichen Ausbildungsgruppen, Schulen und Einrichtungen mit dem entsprechenden Konfliktstoff. Für Supervision und Beratung ebenso wie für weitere pädagogische Arbeit mit Erzieherinnen ist diese „Dynamik des Feldes“ zu berücksichtigen. Mit Hilfe der Habitusanalyse können hier die entsprechenden Bedarfe an Beratung und Lernunterstützung herausgearbeitet werden. „Wer den Habitus einer Person kennt, der spürt oder weiß intuitiv, welches Verhalten dieser Person verwehrt ist. (...) der Habitus ist ein System von Grenzen“ (Bourdieu 1997, S. 33). Nach Bourdieu ist die jeweilige Handlungsorientierung in der Lebensgestaltung des einzelnen Menschen vorgegeben durch seine erfahrenen und bestehenden Lebensverhältnisse und weniger freie Planung (Bourdieu 1990, S. 51).

### Bourdieu's Erkenntnisinstrumente

Die Handlungsweisen eines Individuums beinhalten und folgen unbewusst einem sozialen Sinn. Dieser soziale Sinn ist abhängig von den gesellschaftlichen Milieu- und Geschlechterstrukturen und gibt dem Menschen selbstverständlich hingegenommene Handlungsgrenzen vor. Soziale Gefühle wie Scham und Ohnmacht sorgen für das Einhalten dieser Grenzen, so dass das Individuum durch sein Handeln diese bestätigt. Der Habitus des Einzelnen ist damit der Ausdruck der seit früher Kindheit inkorporierten Sozialstrukturen, und in seinem habituellen Handeln reproduziert der Mensch ständig diese inkorporierten Strukturen (Bourdieu 1993, S. 83). Wie der einzelne im Feld wirkt, was er und seine Handlungsweisen auslösen, entzieht sich dabei seinem Bewusstsein und seiner Steuerung. Nach Kurt Lewin, von dem Bourdieu die Theorie der sozialen Felder übernommen hat (vgl. Lewin 1963), wird ein Feld als ein Netz verschiedener Positionen definiert, die durch Individuen besetzt sind, die in einem objektiven Verhältnis zueinander stehen. Die Existenz einer Position oder auch sozialen Lage und die damit verbundenen Handlungsmöglichkeiten sind abhängig von den momentan und zukünftig wirkenden „Kapitalverteilungen“ in diesem Feld.

Was sind nun im Sinne von Bourdieu Kapitale in den sozialen Feldern? Bourdieu unterscheidet das ökonomische, das kulturelle, das soziale und das symbolische Kapital als Kapitalformen. Jeder Mensch „erbt“ mit der Herkunftsfamilie ein Startkapital und häuft im Laufe seines Lebens weiteres Kapital an. Die Verteilung der Kapitalformen des Individuums ist abhängig von der Herkunftsfamilie und dem beruflichen Werdegang (vgl. Bourdieu 1996). Individuen und Institutionen werden nach ihrer Kapitalausstattung in Relation zueinander positioniert, und Bereiche mit ähnlicher Ausstattung werden als Klasse oder Milieu bezeichnet. Dieser Prozess geschieht innerhalb der Gesellschaft, die als sozialer Raum aus autonomen sozialen Feldern mit eigener Logik besteht. Alle unterschiedlichen Felder richten sich in ihrer inneren Struktur nach den folgenden drei Dimensionen: Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und Zeit (vgl. Bourdieu 1982).

Bourdieu vergleicht die beobachtbare Handlungspraxis im Feld mit einem Spiel, dessen Regeln nicht mehr verbalisiert werden müssen, da jeder Mitspieler intuitiv über das Regelwerk verfügt. In der Spielhandlung geht es um das Kapital im Feld und um die Konkurrenz um Positionen. Es wird in den eigenen Aufstieg und den der Nachfolgeneration investiert. Die Vererbung von Kapital ist ein wesentlicher Aufgabenbereich der Elternschaft (Heimann 2009, S.338).

Alle Beteiligten glauben an das Spiel und dessen Einsatz und Profite. Gewinne und Verluste unterliegen einem Wandel, da der Spielstand immer abhängig ist von den Machtverhältnissen zwischen den Spielern. Alles ist abhängig von der Gesamtmenge und der Struktur des Kapitals der einzelnen Spieler. Durch das Einhalten der Regeln erzeugen und bestätigen die Spieler den Verlauf und dessen Regeln (Bourdieu 1996, S.127 f.) Bei ähnlichen Positionen im Feld entstehen durch vergleichbare Lebensbedingungen ähnliche Dispositionen und damit wieder vergleichbare

praktische Handlungsmuster. Diese bestimmen dann wieder die Zugangsbedingungen für eine solche Position und setzen damit bestimmte Dispositionen voraus. Bei einer Platzierung spielen die sekundären Merkmale wie Geschlecht, Ethnie und Alter ebenso eine Rolle. Da sie in verschiedenen Klassenlagen zu finden sind, finden sie oft weniger Beachtung (Bourdieu 1982).

Dabei stellt der Habitus den sozial festgelegten Praxissinn für das Spiel im jeweiligen Feld dar. Der Habitus ist kein freier Entwurf des Bewusstseins mit rational kalkuliertem Ziel des maximalen Nutzens, sondern er ist ein sozial festgelegtes System mit strukturierten und strukturierenden Dispositionen, das in der Praxis erworben wird und welches gleichzeitig wieder auf praktische Funktionen ausgerichtet ist (Bourdieu 1996, S. 154). Das Feld strukturiert somit den Habitus und gleichzeitig hat dieser die Strukturen des Feldes inkorporiert. Und trotzdem sorgt der Habitus auf kognitiver Ebene dafür, dass das Feld als sinnvolle und werthaltige Welt angesehen wird, in der es sich lohnt, Energien zu investieren zur Akkumulation von Kapital.

Obwohl der Habitus ein offenes Dispositionssystem ist, welches sich durch neue Erfahrungen verändern kann, suchen viele Menschen unbewusst nach Situationen, durch die sie ihren bestehenden Habitus verstärken. Menschen bevorzugen bekannte, bestätigende Muster, die an ihre frühen kindlichen Entwicklungserfahrungen anknüpfen. Gleichzeitig sorgt eine Veränderungsträgheit (Hysteresiseffekt) für eine Beständigkeit von Strukturen. Bei objektiver Lageveränderung entstehen natürlich in unbekanntem Situationen wegen mangelnder adäquater Handlungsmöglichkeiten starke Verunsicherungen. Dies kann soweit führen, dass bestimmte Reaktionen für einen Menschen durch die entstandenen Gedankengrenzen nicht möglich sind, und in Folge dessen entsteht eine relative Geschlossenheit im konstitutiven Dispositionssystem des Habitus (Bourdieu 1996, S. 168).

Bei einer optimalen Übereinstimmung von Habitus und den herausfordernden Bedingungen in einem Feld sind keine bewussten Anpassungsleistungen und Anstrengungen des Individuums notwendig. Die Akteure haben die sich ihnen bietenden Lebenschancen verinnerlicht und suchen nach einer Zukunft, die zu ihnen passt. Die Berufung ist ein besonderes Beispiel dieser Passung: das harmonische Zusammentreffen von Position und Disposition erzeugt das subjektive Gefühl „am richtigen Ort zu sein“. Sozial benachteiligte Gruppen verlassen ihre Positionierung allerdings wesentlich seltener.

Ebenfalls von besonderer Bedeutung ist die symbolische Gewalt, die die gesellschaftliche Abhängigkeit bei der Lebensgestaltung durchsetzt. Sie wirkt über symbolische Wege der Kommunikation, der Anerkennung und des Gefühls. Die herrschende Meinung wird als natürliche Ordnung stillschweigend akzeptiert. Scham, Ohnmacht und Widerwillen deuten auf die Wirkung eines Herrschaftsverhältnisses hin und markieren das Überschreiten der festgelegten Handlungsgrenzen. Herrscher und Beherrschte sind beide in diese Konstruktion und die Unmöglichkeit der Veränderung eingebunden (vgl. Gröning 2006).

Für eine Verortung im sozialen Raum sind besonders das kulturelle und das ökonomische Kapital ausschlaggebend für den sozialen Rang unter Berücksichtigung des Gesamtvolumens und dem unterschiedlichen Umfang der Kapitalsorten. Bourdieu unterscheidet dabei die kulturelle Fraktion, die sich über kulturelles Kapital reproduziert, und die ökonomische Fraktion, die vom ererbten Kapital abhängt und weniger in kulturelles Kapital investiert. Momentan wird vermehrt in kulturelles Kapital investiert, da es die Voraussetzung für den Zugang und die Kontrolle des ökonomischen Kapitals darstellt. Die Investition in einen zertifizierten Bildungsabschluss ermöglicht erst den Zugang zum ökonomischen Kapital.

Mit der Positionierung im Raum sind bestimmte Deutungs- und Handlungsmuster der verorteten Person verbunden, die im Habitus beobachtbar die inkorporierte Soziallage zum Ausdruck bringt und über ähnliche praktische Handlungsmuster als Voraussetzung für diese Positionierung gilt und gleichzeitig auch für deren Bestätigung sorgt (Bourdieu 1969, S.154 ff.). Als primäres Zuordnungsmerkmal für die Konstruktion dieser objektivierten Klassen benennt Bourdieu vor allem die Berufsbezeichnungen und die damit verknüpften praktischen Handlungen in entsprechenden Stellungen innerhalb der Produktionsverhältnisse. Beruf, Einkommen und Ausbildungsniveau bestimmen die jeweiligen Deutungs- und Handlungsmuster, ebenso bestimmen diese Stellungen die Zugangsregelungen für den Beruf und dessen bestimmte Habitusformen. Das Modell schließt ebenfalls die sekundären Merkmale wie Geschlecht, Wohnort, Ethnie und Alter ein. Da sich der Raum stetig wandelt, bietet es einen zeitlich begrenzten Erklärungsrahmen.

### Methodologische Grundhaltungen

Besonders hervorzuheben ist auch Bourdieus eigene Methodologie innerhalb der Sozialwissenschaften. Als Grundstein benennt er die Reflexivität des Forschers gegenüber sich selbst und gegenüber seinen Forschungsobjekten. Dabei muss die Illusion einer objektiven Beobachtungsposition vom Forscher aufgegeben werden, um die eigene Beziehung zum Forschungsobjekt kritisch in die Reflexion einzubeziehen. Durch die Preisgabe des eigenen Bezugsrahmens lässt sich auch erst der Bezugsrahmen der Praxis objektivieren (Bourdieu 1993, S. 49 ff.). Wesentlich ist für ihn die „verstehende“ Haltung im Forschungskontext. Als Gesprächsgrundlage benennt er eine Haltung des sich rückhaltlosen „Zur-Verfügung-Stellens“ des Forschers. Nur so kann unter Berücksichtigung der objektiven Bedingungen einer ganzen gesellschaftlichen Kategorie die Einzigartigkeit der besonderen Lebensgeschichte herausgearbeitet werden (Bourdieu 1997, S.782 ff.).

Innerhalb der Habitusanalyse werden die objektiven Strukturen eines Falles durch die Verortung im sozialen Raum mit dessen subjektiven Sinnstrukturen durch die Analyse eines Interviews mit Hilfe der Verortungskennnisse verknüpft. „Neben einer Verständnistiefe für die Problemlage des Interviewpartners ermöglicht die Habitusdiagnose einen Blick auf ein ‚Leiden an der Gesellschaft‘ (Schultheis 1997),

welches kein individuelles Schicksal darstellt. Damit haben Supervision und Beratung eine entlastende Funktion, die einem überfordernden Individualisierungsanspruch entgegengesetzt werden kann. Umgekehrt ist jede Beratung auch eine Anfrage an den Habitus: sozial bedingte, unbewusst wirkende Handlungsgrenzen lassen sich identifizieren und werden im Beratungskontext bearbeitbar“ (Heimanns 2010, S. 121).

### Frau S.

Frau S. ist 1991 in Süddeutschland geboren und machte nach der Realschule das Fachabitur im sozialen Bereich. Bei einem mittleren Notendurchschnitt erhielt sie 2009 einen Ausbildungsplatz zur Erzieherin an unserer Schule, welcher durch die berufsbegleitende Form an eine Praxisstelle in einem Kindergarten gebunden ist. Sie besucht wie alle anderen Studierenden über drei Jahre an zwei Tagen in der Woche die Schule und arbeitet drei Tage in der Woche mindestens 20 Stunden in dem obigen Praxisfeld. Durch eine enge Verknüpfung von Theorie und Praxis soll sich ein vertieftes berufliches Verständnis bei den Absolventinnen entwickeln.

Frau S. hat sich sehr gezielt in unserem kleinen System von 350 Studierenden beworben, da sie sich positivere Lernmöglichkeiten erhofft: „In einem großen Schulbetrieb habe ich Angst unterzugehen. Wie soll ich mich mündlich in einer riesigen Klasse beteiligen? In der AWO in X könnte ich mich nicht wohl fühlen. Im einjährigen Praktikum in der Klasse 11 bin ich im Kindergarten gut zu Recht gekommen, ich möchte auf jeden Fall Erzieherin werden!“

Die Mutter von Frau S. ist als Altenpflegehelferin tätig und der Vater arbeitet in einer Fabrik. Frau S. hat eine zwei Jahre ältere Schwester, die ebenfalls eine Fachausbildung im sozialen Bereich anstrebte, aber an der Praxisanforderung scheiterte und nun eine Ausbildung zur Arzthelferin absolviert. Der jüngere Bruder besucht eine Gesamtschule.

Obwohl die Chancen der Kinder von Un- und Angelernten, eine Realschule oder ein Gymnasium zu besuchen, in den 1990er Jahren stagnieren und die zweite Pisa-Studie aus dem Jahr 2003 ähnlich gravierende Unterschiede zwischen Oben, Mitte und Unten belegen (Ehmke u.a. 2002, S. 241), unterstützen die Eltern Frau S in ihrer Berufswahl, und sie ermöglichten ihren beiden Töchtern den Realschul- und Fachoberschulbesuch als Bildungsinvestition. „Meine Mutter unterstützt mich, wo sie nur kann. Sie konnte damals keine Ausbildung machen, weil sie mit 18 Jahren schon Mutter geworden ist. Naja, nach kurzer Zeit kam ich dann ja auch schon hinterher und meine Eltern hatten keine Hilfe. Sie mussten sich allein durchschlagen. Unsere Familie jetzt hält zusammen, wir verbringen viel Zeit zusammen und haben ein kleines Nest.“

Bourdieu hat an vielen Stellen seiner theoretischen und empirischen Arbeiten auf die Widersprüche hingewiesen, die diese Bildungsinvestitionen für die Angehörigen bescheidener Sozialmilieus, zu denen Frau S. gehört, bedeuten. Die Annahme,



dass allein die kostenlose Bildung und die finanzielle Unterstützung durch Bafög eine Chancengleichheit im Bildungssystem herstelle, hieße nach Bourdieu in der Analyse der Hindernisse auf halbem Wege stehen geblieben zu sein. Die Anforderungen in unserem Bildungssystem oder dessen Erfolgskriterien sind stark abhängig von den kulturellen Gewohnheiten einer Klasse (Bourdieu/Passeron 1971, S. 40). Bei Frau S. ist ein Widerspruch in der Beschreibung ihrer Familie ganz besonders gut erkennbar. Auf der einen Seite unterstützen die Eltern ihre Bildungsbestrebungen, auf der anderen Seite ist die Familie ein Rückzugsort, eine Art Bastion. Die Eltern mussten sich durchschlagen, die Familie hält zusammen und bildet eine enge Gemeinschaft. Dies steht zum Beispiel im Gegensatz zur Buchstabierung der Adoleszenz bzw. Spätadoleszenz in höheren Soziamilieus, die ihren Kindern entfernte Auslandsaufenthalte und Gasteltern zur Verbesserung von Sprech- und Kulturkenntnissen ermöglichen oder auch verordnen. Während so die Welt angeeignet und die adoleszente Aufbruchsdynamik für die Entwicklung zum Weltbürgerhabitus genutzt werden kann, ist bei Frau S. die Welt eher der Ort, in dem schon ihre Eltern sich durchschlagen mussten. Ihre Familie ist das Nest, die sichere Basis, die das Gegenstück zur Welt bildet. Während eines Beratungsgesprächs innerhalb ihrer Praxisanleitung erzählt Frau S. auf meine Anfrage, welche verschiedene Angebotsgestaltungen sie in ihrem pädagogischen Alltag schon umgesetzt hat, Folgendes: „Ich lese ja sehr gern und deshalb ziehe ich mich häufiger mit einigen Kindern in die Kuschelecke zurück. Die Kinder mögen das sehr gern, sie hören gut zu. Dabei fühle ich mich sehr wohl.“ Auch an dieser Stelle wird der Nestcharakter, die Kuschelecke als etwas, was Frau S. aktiv aufsucht, deutlich. Frau S. nimmt sich hier die Kinder, um sich zurückzuziehen und selbst wohlzufühlen.

In ihrem Buch zur Chancengleichheit betrachten Bourdieu und Passeron weiterhin den Einfluss der sozialen Herkunft einer Person auf ihre Erfolgchancen im Bildungssystem und beschreiben darin drei Mechanismen der Auslese, die eine Selektion der Teilnehmer im Bildungssystem anhand der sozialen Stellung ihrer Ursprungsfamilie bewirken.

### Die Sprache als Mechanismus der Auslese

Die Sprache wird von den beiden Autoren als wichtigstes Kriterium der Auslese benannt: „Von allen Distanzierungstechniken ist die Sprache zweifellos die wirksamste und subtilste“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 98). Sie weisen darauf hin, dass in unterschiedlichen sozialen Gruppen unterschiedliche Sprachen gesprochen werden. Sie unterscheiden zwei extreme Sprachtypen: die vulgäre Sprache, die tendenziell eher in den unteren Schichten gesprochen wird, bleibt am Einzelfall verhaftet. Der Sprachgebrauch ist expressiv und emotional. Bei Berichten über Erlebtes wird das Erfahrene nicht von der Perspektive des Sprechers getrennt. Die an einer weiterführenden Schule (Oberstufe) verwendete Bildungssprache ist von der in den verschiedenen sozialen Klassen gesprochenen Sprache unterschiedlich weit entfernt

und weist eine Affinität zum bürgerlichen Sprachgebrauch auf, so dass die privilegierte Stellung der Studenten aus oberen Schichten verstärkt wird. Unterrichtsinhalte werden mittels der Bildungssprache vermittelt. Der Sendekode zum Botschaftsverständnis wird als bekannt vorausgesetzt (Bourdieu/Passeron 1971, S. 108).

Frau S. muss die besprochenen Unterrichtsinhalte zu Hause intensiv aufarbeiten, zu pädagogischen Inhalten bekommt sie häufig erst durch eindeutige, einfach formulierte Praxisbezüge einen Zugang. Obwohl die Schule als der Universität vorgeschaltete Bildungsinstitution die Schüler und Schülerinnen aller Klassen in gleicher Weise auf den Universitätsbesuch vorbereitet, selektiert nach Ansicht der Autoren jedoch auch das Schulsystem nach unterschiedlichen Kenntnisgraden der Bildungssprache und damit nach der sozialen Herkunft seiner Schüler/-innen. Wenn es Angehörigen aus unteren Schichten trotz geringer Chancen gelingt, die Bildungssprache in der Schule mehr oder weniger zu erlernen, so unterscheiden sie sich dennoch durch einen anderen Umgang mit der Sprache von privilegierten Jugendlichen. Während Kinder, die im familiären Umfeld die bürgerliche Sprache erlernt haben, später frei, souverän und lässig mit der Bildungssprache umgehen, wirkt der Sprachgebrauch von Jugendlichen und Studenten der unteren Klassen oft verkrampft und ehrfürchtig. Die rein schulische Vermittlung der abstrakten, komplexen und distanzierten Kommunikation kann das Privileg einer Bildung im familiären Rahmen nicht ausgleichen (Bourdieu/Passeron 1971, S. 112).

Die Bedeutung des Gesagten für die Chancengleichheit im Bildungswesen wird deutlich, wenn man bedenkt, dass die Sprechweise und Gestik eines Schülers oder Studenten in einer mündlichen Prüfung oder Präsentation, die auf seinen Umgang mit der Bildungssprache zurückgehen, zu den sozialen Merkmalen gehören, „an denen sich das Urteil des Prüfers unbewusst orientiert“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 114).

Diese Ausführungen treffen in besonderer Weise für Frau S. zu: Schon nach kurzer Zeit wurde bei den ersten mündlichen Präsentationen der erarbeiteten Gruppenarbeiten eine große Darstellungsdifferenz zu ihren Klassenkameradinnen deutlich. Frau S. fühlte sich in ihrer Präsentationsrolle sichtbar unwohl. Sie wirkte in ihren Bewegungen unbeholfen, hatte glühende Wangen und versuchte das Auswendiggelehrte vorzutragen. Dabei ging sowohl ihre Sprachmelodie als auch der Inhalt ihrer Aussagen verloren. In Folge dessen zog sie sich mündlich noch mehr zurück und sprach nur noch in speziellen Kleingruppen. „Es ist mir sehr unangenehm, etwas in dem Klassenverband zu sagen. Vor lauter Aufregung sage ich gar nicht das, was ich eigentlich meinte. Und immer werde ich dabei rot, das ist mir total peinlich!“

Obwohl die Scham förmlich in den Körper eingeschrieben ist, eng am Wesen einer Person haftet, ist Scham auch ein soziales Gefühl, das ständig im Alltag von Gesellschaften vorhanden ist und für das Selbstbild und das Handeln von Menschen eine maßgebliche Rolle spielt. Sie entsteht innerhalb der sozialen Beziehungen und dem geringen Maß an Anerkennung, das man durch andere erfährt. Im Schamgefühl empfindet sich der Mensch als mangelhaft und würdelos. Scham setzt ein Ide-

abbild des eigenen Selbst voraus, gegen das die gegenwärtige Situationsbeurteilung dann negativ ausfällt. Scham belastet, verunsichert und isoliert eine Person. In der modernen Gesellschaft ist die Scham eines der heimlichsten Gefühle, denn sie ruiniert das Selbstbewusstsein, und andere können es sehen.

Drei Ängste beherrschen die Person in der Scham: ihre Kohärenz als Akteur, ihre Akzeptanz als Mitmensch und ihre Integrität als Person zu verlieren. Gerade unterschiedliche Sinngebungen des Lebens qualifizieren die Alltagserlebnisse in verschiedener Weise dazu, als beschämend empfunden zu werden. Der Aufsteiger, der sein Wissen erst mühselig erwerben musste, gerät durch jedes Anzeichen kulturellen Unwissens sogleich in Verlegenheit. Da die bürgerliche Gesellschaft immer stärker das Ideal der souveränen Individualität vertritt, greift hier in besonderer Weise das Prinzip der sozial selektiven Leitnorm. Misserfolge in sozialer Konkurrenz, Versagen vor gesellschaftlichen Darstellungsnormen, persönliche Diskriminierung und Entrechtung bedrohen schließlich den Status, den eine Person zugewilligt bekam. „Indem man sich schämt, teilt man die Fremdbewertung als Selbsteinschätzung und rechtfertigt seine Bloßstellung als selbstverursacht“ (Neckel 2006, S. 1 ff.).

Hier ist es von besonderer Bedeutung, Frau S. darüber aufzuklären, dass ihre Unsicherheit nicht in ihren intellektuellen Fähigkeiten begründet ist. Es erscheint mir besonders wichtig, sie darauf aufmerksam zu machen, dass das freie Sprechen vor einer größeren Gruppe eingeübt werden kann. Mit Unterstützung hat Frau S. Situationen in ihrem Alltag entdeckt, die ihr einen geschützten Rahmen zum Ausprobieren bieten. Zunächst hat sie kleine Gesprächskreise im Kindergarten eingeführt, in denen sie in einer Kleingruppe die ungezwungene Kommunikation kennen lernt. Durch die Anwesenheit ihrer Praxisanleiterin entsteht eine Beobachtungssituation, die einerseits noch als geschützt angenommen wird und andererseits aber auch als genügend unsicher erlebt wird, dass sie zum Einüben einer fremden Situation dient.

### Das kulturelle Kapital als Mechanismus der Auslese

Neben der Sprache dienen bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten eines Menschen, seine Einstellungen und Werte, sein Geschmack und seine Vorlieben als Unterscheidungs- und Selektionsmerkmal unterschiedlicher Klassen. Das sogenannte kulturelle Kapital vereint diese unterschiedlichen Merkmale in sich und gilt neben der Sprache als wesentlicher Mechanismus der Auslese. Bourdieu und Passeron veranschaulichen diese schichtspezifischen kulturellen Unterschiede anhand des bereits zuvor verwendeten Beispiels von bürgerlichen Studenten gegenüber Studenten aus unteren sozialen Schichten. Studenten bürgerlicher Herkunft sind in einem größeren Ausmaß von der sogenannten Begabungsideologie überzeugt. Sie betrachten ihren Erfolg im Bildungssystem als Resultat ihrer persönlichen Begabung; das soziale Privileg, das hier entscheidend wirkt, bleibt unbeachtet. „Sie kennen, wie alle anderen Studenten auch, die Techniken der intellektuellen Arbeit, bringen aber jenen Arbeitsmethoden, die im Allgemeinen mit dem romantischen Bild vom

intellektuellen Abenteurer als unvereinbar gelten (eine Kartei führen, fester Stundenplan etc.), größere Verachtung entgegen (Bourdieu/Passeron 1971, S. 32). Sie lesen weniger vorgeschriebene Werke und sie stellen das Gros der Studenten, deren Studium vielseitig ausgelegt ist“ (Bourdieu/Passeron 1971, S.34).

Studenten bürgerlicher Herkunft können sich diesen „Dilettantismus“ während des Studiums erlauben, da sie wirtschaftlich und sozial abgesichert sind. Hieraus erklärt sich ebenfalls, warum die Wahl eines eher exotischen Faches parallel zur gesellschaftlichen Herkunft verläuft. Egal, was man ausprobiert, man wird von der sozialen Schicht, zu der man gehört, auf jeden Fall aufgefangen. Das kulturelle Kapital äußert sich darüber hinaus nicht nur in der Einstellung zum Studium, als vielmehr in bestimmten Gewohnheiten, vielfältigen Interessen und einem guten Geschmack. „Auf welchem kulturellen Gebiet auch immer, Theater, Musik, Malerei, Jazz oder Film, die Kenntnisse der Studenten sind um so vielfältiger und umfassender, je höher ihre soziale Herkunft ist“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 35).

„Ironische Nonchalance, gekünstelte Eleganz oder Sicherheit des Auftretens, tatsächliche oder vorgebliche Ungezwungenheit kennzeichnen fast immer Studenten der oberen Klassen, denen sie als Zeichen ihrer Elitezugehörigkeit dienen“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 38). Im Gegensatz dazu haben Studenten aus unterprivilegierten Klassen eine völlig andere Einstellung zu ihrem Studium: durch ihre größere Unsicherheit zeigen sie einen größeren Arbeitseifer, und sie betrachten das Studium als konkrete Berufsvorbereitung. Sie sind sich ihrer Sonderrolle innerhalb ihrer Klasse bewusst, wissen um die Kosten ihres Studiums und die damit verbundenen Opfer verhindern gleichsam eine dilettantische Einstellung. „Dort, wo andere wirklich Garantien, Geld, Bildung oder Beziehungen für sich sprechen lassen können, (...) müssen sie Opfer bringen durch Verzicht, Entsagung und Dankbarkeit“ (Bourdieu 1982, S. 528).

Neben diesem tugendhaften Arbeitsethos zeigen sie noch weitere klassenspezifische Charakteristika: „...der Kleinbürger lebt auf kleinem Fuß. Seine ganze Erscheinung ist die eines Menschen, der sich klein machen muss, um durch eine Pforte zu passen, die zur Bourgeoisie führt: strikt und nüchtern, diskret und akkurat, fehlt ihm in seiner Kleidung wie in seiner Sprechweise – ... in seinen Gesten wie in seiner Haltung ein wenig Statur, Freimut, Großzügigkeit und Persönlichkeit“ (Bourdieu 1982, S. 530 ff.). Auch dieses Bild der äußeren Erscheinung trifft sehr genau auf Frau S. zu. Obwohl sie mindestens 175-180 cm groß ist und eine beachtliche Körperfülle aufweisen kann, übersieht man sie schnell im Unterrichtsgeschehen. Da sie selten längere oder wesentliche Beiträge einbringt, sinkt der Erwartungswert an ihre Beiträge. Ihre Kleidung und ihre langen, offen getragenen Haare wirken unauffällig, aber ordentlich. Ihre äußere Erscheinung könnte als „hausbacken“ bezeichnet werden. In ihren Bewegungsabläufen liegt bei ihrer Körpergröße und -fülle etwas Schwerfälliges, obwohl Frau S. während eines Besuches im Hochseilgarten ihre gute Bewegungskoordination unter Beweis gestellt hat. Frau S. möchte

auf keinen Fall in den Mittelpunkt treten oder auffallen, sie hält sich gern zurück, da ihr viele Situationen fremd sind und Unsicherheit auslösen.

Die beschriebene Selbstsicherheit im Reden und Auftreten privilegierter Studenten rührt daher, dass ihnen diese Fähigkeiten, Kenntnisse und Einstellungen im familiären Milieu vermittelt und vorgelebt wurden. Das sogenannte kulturelle Erbe einer Klasse überträgt sich diskret und mühelos ohne Vorsatz und Zwang auf die jüngere Generation. Die Autoren vergleichen diesen Vorgang mit dem der Osmose. Über die Jahre eignen sich die Kinder die Vorlieben und Abneigungen, Interessen und Hobbies ihrer Eltern an. Ohne diese Neigungen voll und ganz zu teilen, erlangen sie doch wesentliche Kenntnisse in kulturellem Wissen. Theaterbesuche oder Kunstausstellungen, die Bibliothek der Eltern oder Reisen in exotische Länder sind Erfahrungen, durch die die Kinder ihr Wissen und ihre Bildung ohne Vorsatz und Mühe erweitern. Kinder, denen diese Erfahrungen im familiären Rahmen fehlen, verfügen über einen Informationsrückstand, der sich nicht nur auf finanzielle Benachteiligung gründet.

Bei Frau S. wird besonders deutlich, dass ihre Eltern nach vielen Möglichkeiten der Unterstützung suchen, aber außer der finanziellen, keine weitere Ressource sehen. Ein elaborierter Sprachgebrauch steht nicht unbedingt im Zusammenhang mit der ökonomischen Situation. Trotz der Leseleidenschaft von Frau S. scheint sich bei ihr keine weitere Entwicklung z. B. der Fachsprache abzuzeichnen. Ihre Praxisanleiterin berichtete während des Beratungsgesprächs, dass sich Frau S. auch im Kindergarten vom Team absondere und dort ebenfalls nicht aktiv die Auseinandersetzung suche.

### Die Selbsteliminierung als Mechanismus der Auslese

In der alltäglichen Sichtweise erklären wir die Auslese im Bildungssystem als Selektion anhand von Begabungen, Talenten und in unserem Ausbildungsort anhand der beruflichen Eignung. Wir begründen die Auslese durch ausdrückliche Prüfungsurteile und unterscheiden zwischen ‚bestanden‘ und ‚nicht bestanden‘. Dieser Erklärungsansatz verstellt jedoch nach Ansicht von Bourdieu und Passeron den Blick auf eine wesentlichere Unterscheidung: „er verbirgt das Verhältnis der Gesamtheit der Kandidaten und Nichtkandidaten“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 176). Demnach ist es nicht entscheidend, wer das Abitur besteht und wer nicht, sondern wer nach der Grundschule überhaupt zum Gymnasium geht. Ebenso ist es wichtiger zu betrachten, wer nach dem Abitur einen bestimmten Studiengang antritt, als zu untersuchen, wer ihn mit einem Abschluss beendet.

Folgt man der Betrachtungsweise der Autoren, so rückt die individuelle und subjektive Entscheidung der am Bildungssystem teilnehmenden Personen in den Blickpunkt, nach einem erreichten Abschluss die Art des weiteren Werdeganges zu bestimmen. Dieser individuelle Entschluss, bei dem sich die Schüler/Schülerinnen der unteren Schicht oft selbst aus dem Bildungssystem eliminieren, wird meist auf

Talente und Begabungen zurückgeführt. Bourdieu und Passeron sehen jedoch einen anderen Grund für die erwähnte Selbsteliminierung: „Die subjektive Erwartung, die den einzelnen veranlasst, sich selbst auszuschließen, orientiert sich an der Schätzung der objektiven Erfolgchancen seiner Klasse, wobei gerade dieser Mechanismus zur Verwirklichung der objektiven Wahrscheinlichkeit beiträgt“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 179).

Demnach trifft also ein Schüler aus einer unteren Schicht nach dem Erreichen der mittleren Reife seine Entscheidung, das Abitur (Fachabitur) zu machen oder eine Lehre zu beginnen, anhand einer Schätzung der Erfolgchancen seiner sozialen Herkunftsgruppe im Bildungssystem. Er realisiert unbewusst, dass die meisten der Angehörigen seiner Klasse keinen höheren Bildungsabschluss besitzen und nur wenige studieren. Daher hält er die Erfolgchancen seiner Gruppe und damit auch seine eigenen für gering und ist vermutlich eher geneigt, eine Lehre zu beginnen. Durch diese Selbsteliminierung bestätigt er wiederum die niedrigen Erfolgsaussichten seiner Klasse. Es handelt sich um eine „selbsterfüllende Prophezeiung“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 180).

Frau S. scheint sich auch sehr auf ihre Familie zu beschränken, sie nimmt zwar an allen Aktionen der Schule teil, zeigt hierbei auch Freude und wird von einigen sehr sozial handelnden Kommilitoninnen auch mitgenommen. Sie steht bei Veranstaltungen zwar nicht als Außenseiterin allein, aber eine freundschaftliche Beziehung zu einer anderen Teilnehmerin/Teilnehmer wird von keinem/r Kollegen/in wahrgenommen. Tatsächliche Austauschbeziehungen setzen eine gegenseitige Anerkennung voraus, so dass sich unter besonderen Umständen daraus dauerhafte Beziehungen entwickeln können. Die Gestaltung einer freundschaftlichen Beziehung scheint Frau S nicht zu gelingen. In ihrer Unsicherheit wird Frau S. nicht als gleichwertige Partnerin akzeptiert. Ihre Attraktivität wird als gering bewertet, weil sie anscheinend nicht genug zu bieten hat. „Ich bin gern zu Hause und lese viel. Manchmal spiele ich mit meinem kleinen Bruder oder ich lese ihm vor. Meine Schwester spielt ja Fußball und trainiert sogar die Mädchenmannschaft, dazu hätte ich keine Lust. Sport in einer Mannschaft treiben, das ist nichts für mich. Nach unserem Umzug habe ich jetzt sogar ein eigenes kleines Zimmer. Wir wohnen zwar ziemlich einsam, aber dafür haben wir jetzt mehr Platz.“

Frau S. gerät immer mehr in eine Isolation. Mit ihrem ausgeprägten Familialismus distanziert sie sich auch sozial von ihren Klassenkameradinnen. Sie verhindert damit auch die Aneignung pädagogisch informellen Wissens, das durch den Austausch der künftigen Erzieherinnen untereinander entsteht, wenn sie ihre Freizeit miteinander verbringen. In einer Gruppe von professionellen Pädagoginnen über pädagogische Probleme zu reflektieren, ist wichtiges Kapital bei der Ausbildung einer beruflichen Identität, welches sich Frau S. durch ihren Rückzug und ihre Scham selbst nimmt.

## Literatur

- Bourdieu, P./Passeron, J.-C. (1971): Die Illusion der Chancengleichheit: Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main.
- Geißler, R. (2006): Bildungschancen und soziale Herkunft. Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. Heft 4.
- Gröning, K. (2006): Pädagogische Beratung. Wiesbaden.
- Heimann, R. (2010): Die Habitusanalyse. Text im Studienbrief „Forschungsmethoden“ der Universität Bielefeld und dem Fortbildungsinstitut Supervision, Bielefeld.
- Lewin, K. (1963): Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Bern/Stuttgart.
- Neckel, S. (2006): Scham und Schamsituationen aus soziologischer Sicht, in: Forum Supervision, Heft 28, S.37-50.
- Schultheis, F./Schultz, K. (2003): Das Elend der Welt. Gesellschaftliches Leiden in der BRD. In: Rehebein, B./Saalman, G./Schwengel, H. (Hrsg.): Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven, Konstanz.
- Steiner, P. (2001): Bourdieu lesen und verstehen. Arbeitsblatt Nr. 19. Institut für Ethnologie an der Universität Bern.

Anschrift der Autorin:

Doris Finke-Hoppmann, Am Flugplatz 13, 32425 Minden.

*Barbara Riehn-Casarubia*

## Supervision und Beratung – Reflexionen im Rahmen einer akademischen Ausbildung

### Zusammenfassung

Hinter mir liegen 25 Jahre engagierte berufliche Sozialarbeit in der Sozialpsychiatrie sowohl in Deutschland als auch Italien. Als Studentin des Masterstudiengangs „Supervision & Beratung“ reflektierte ich im Rahmen einer Hausarbeit mein eigenes Beratungsverständnis und konnte endlich meine reichhaltigen Erfahrungen aus der Praxis mit wissenschaftlichen Theorien verknüpfen. Bislang hat in Deutschland wenig Beratungsforschung stattgefunden. Über vielfältige Beratungsformen recherchierend suchte ich nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in der jeweiligen Konzept-, Praxis- und Theorieentwicklung. Ich stelle nun die formalen Ergebnisse dar, ebenso kritische Anmerkungen und Konsequenzen, die daraus zu ziehen sind. Dem fachfremden Leser ermögliche ich einen Einblick in die Praxis, indem ich beispielhaft darstelle, in welchem Dilemma sich Beratung bei gleichzeitigem wirtschaftlichem Druck befinden kann.

Im Rahmen meiner sozialpädagogischen Berufstätigkeit als Leitung einer ambulanten sozialpsychiatrischen Betreuungseinrichtung findet Beratung in meinem beruflichen Alltag täglich statt. Menschen in Krisen, die psychosoziale Unterstützung suchen, Angehörige, Kollegen anderer Fachdienste finden Beratung, sowie auch Mitarbeiter unserer Einrichtung, die Betreuungsarbeit leisten. Meine praktische Erfahrung im Bereich Beratung motivierte mich im Rahmen meines Studiums, über mein eigenes Beratungsverständnis nachzudenken.

Es bedarf einer sich stetig weiterbildenden Professionalität, Menschen in schwierigen Situationen, in Such- und Orientierungsphasen oder bei Entscheidungen kompetent zu begleiten und ebenso jene Fragen zu formulieren, die Rat- oder Hilfesuchende bei der Lösung ihrer Anliegen unterstützen.

### Beratung – modern und unbestimmt ...

Die Frage nach Beratungswissenschaft ist eine aktuelle: Im November 2008 hat in Kassel ein beratungswissenschaftliches Symposium mit dem Titel „Worüber wollen wir sprechen?“ stattgefunden, zu dem die Deutsche Gesellschaft für Supervision (DGSv) eingeladen hatte. Beim 2. Kongress 2010 der Deutschen Gesellschaft für Beratung e.V. unter der Überschrift „Da hol’ ich mir Beratung“ hielt der Psychologe Hans-Jürgen Seel einen Vortrag, der der Frage nachging, wie Beratung

und Wissenschaft zusammen kommen können, und suchte nach Perspektiven für eine sinnvolle Kooperation von Beratung und Wissenschaft: „Das Verhältnis praktischer Beratung zur Wissenschaft kann durchaus verbessert werden. Dies sollte Grund genug sein, die Frage nach dem Zusammenhang von Beratung und Wissenschaft einmal grundsätzlich zu stellen, Hypothesen darüber zu entwickeln, was die Gründe dafür sind und wie die Zusammenarbeit verbessert werden kann.“ (Seel 2010). Heidi Möller – Professorin für Theorie und Methodik der Beratung an die Universität Kassel – führt ihr Buch „Quo vadis Beratungswissenschaft?“ mit der Feststellung ein, dass Beratung von Einzelpersonen, Arbeitsteams, Projekten und Organisationen stark expandiere. Sie fragt, was sich hinter dem Wort „Beratungswissenschaft“ verberge. Sie fragt auch nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden der vielfältigen Beratungsformen in ihrer jeweiligen Konzept-, Praxis- und Theorieentwicklung.

In der Bundesrepublik Deutschland fehlt Beratungsforschung, bzw. ist die Geschichte der Beratung extrem verkürzt erforscht worden. Es fehlen: Frühe Beratungsformen in ihren Anfängen und frühen Entwicklungslinien, sowie die Reflexion und Bewertung dieser frühen Beratungsfelder in professionssoziologischer Hinsicht. Eine sozialwissenschaftliche Beratungsforschung ist in der Bundesrepublik jedoch durchaus vorhanden gewesen und hat folgende wichtige Forschungsergebnisse hervorgebracht:

#### **Formale Ergebnisse der Beratungsforschung**

In den existierenden Beratungsformen können unterschiedliche Formalisierungsgrade beobachtet werden: Beratung im Kontext von Supervision und Coaching verfügen zum Beispiel über einen sehr hohen Formalisierungsgrad, während alltägliche Hilfen und Selbsthilfegruppen informelle Beratung bieten und der Formalisierungsgrad sehr gering ist.

Dazwischen liegt Beratung mittlerer Formalisierung. Dies ist der Fall, wenn Berater Beratung als sekundäre Tätigkeit ausüben (Sprechstunde) und wenn Sie gleichzeitig über die Belange der Ratsuchenden auch entscheiden, wie dies zum Beispiel in Behörden der Fall ist. Vor allem, wenn Beratung „Kitt für stecken gebliebene Reformen“ sei (Hornstein 1977), können sich heimliche Ziele in die Beratung einschleichen. Beratungsvorgänge müssten offene Situationen voraussetzen, meint hingegen Walter Bäuerle (1980). Er fordert eine egalitäre Beziehung zwischen Ratsuchendem und Berater sowie ein demokratisches Konzept, wie es für Beratung mit hoher Formalisierung üblich sei.

#### **Kritik**

Gerade am Beratungstypus der mittleren Formalisierung ist viel Kritik geübt worden:

- Der Besitz von Fachkompetenz bedeute nicht unbedingt auch Beratungskompetenz zu haben.

- Die Beratungskritik thematisiert die Abhängigkeit von Beratung als funktionelles Angebot im Kontext von Steuerungsprozessen komplexer Systeme. Es wird die Frage gestellt: Wie eigenständig ist Beratung zum Beispiel im Rahmen der behördlichen sozialpädagogischen Beratung konzipiert?
- Es wird nach normativen und ethischen Dimensionen von Beratung gefragt. Wenn Beratung, wenngleich auch wohlmeinend, psychologisiert, ist sie kritisch zu betrachten.
- Die Koppelung von Verkaufen + Beraten oder von Leiten + Beraten birgt eine große Gefahr, vor allem im Bereich der Beratung mit niedriger Formalisierung.

Wichtige Dimensionen einer Beratungsethik sind: Unabhängigkeit des Beraters/der Beraterin, der Ort der Beratung, die Gestaltung des Beratungssettings und der Beratungskontrakte. Dazu ist anzumerken, dass die Deutsche Gesellschaft für Beratung, e.V., die 2004 gegründet wurde, sich zum Ziel gesetzt hat, die professionelle und wissenschaftlich fundierte Beratung zu fördern. Dieses sei ihr wesentliches Interesse. (siehe Homepage der DGfB)

#### **Historische Dimensionen**

Eine stärkere Reflexion der historischen Tatsachen hätte das Beratungswesen in Deutschland verändern können. Beratungsstellen der Frauenbewegung entstanden um die Jahrhundertwende, einer Blütezeit der ersten deutschen Frauenbewegung, und waren für die Entstehung von 3 wesentlichen Beratungsfeldern von großer Bedeutung:

- Marie Stritt und Adele Gamper gründeten 1894 eine erste Rechtsschutzstelle für Frauen in Dresden.
- Josefine Ley-Rathenau gründete 1898 die Berufsberatung und richtete in Berlin eine erste Auskunftsstelle für Fraueninteressen ein.
- Helene Stöcker gründete 1905 den Bund für Mutterschutz und Sexualreform.

Anhand der Geschichte der Beratung bzw. Institutionalisierung von Beratungsstellen in der Pädagogik und im Gesundheitswesen wurde der Konflikt zwischen Beratung und Kontrolle vor allem im Sinne einer Erbhygiene und der Erbgesundheitsforschung deutlich. Es gab keine sichtbare Neugestaltung der Beratungsangebote nach 1945 (vgl. Gröning 2006).

Bis in die 1950er Jahre fanden Diskurse über Selektion, Erbhygiene und politische Programme statt. Es bestand die Gefahr, dass Beratung sich parteilich und ungerecht auswirkte und die Ratsuchenden unfrei machte. In den 1960er Jahren bestanden Hoffnungen auf Reformen hinsichtlich einer Demokratisierung des Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesens. Infolge von zunehmender Internationalisierung der sozialen Arbeit entstanden neue Konzepte und neues Denken. Beratung wurde als ethisches und demokratisches Angebot neu formuliert.

In den 1970er Jahren wuchs der Wunsch nach der Demokratisierung des Fürsorgewesens und des medizinischen Systems. Die Feststellung, dass Professionelle befehlen, anordnen, fragen und viel reden wurde problematisiert. Carl Rogers sieht als zentrale Beratungskompetenz: Zuhören, Einfühlen, Spiegeln, Verbalisieren von Gefühlen und inneren Erlebnisweisen.

Therapeutische Beratungsmodelle gerieten in Konkurrenz, die Begriffe Therapie und Beratung wurden teilweise sogar synonym gebraucht. In den 1980er Jahren schlossen sich Supervisoren als Organisation zusammen und gründeten in Abgrenzung zum ärztlichen Beratungsmodell ein neues Konzept der berufsbezogenen Beratung. Es wuchs die Kritik am Sozial- bzw. Wohlfahrtsstaat, weil er als nicht mehr zeitgemäß beurteilt wurde. Verwaltungen wurden reformiert und Dienstleistungen privatisiert.

In den 1990er Jahren entwickelte sich das Dienstleistungsverständnis und die dienstleistungsbezogene Beratung. Eine zentrale Fragestellung war: Warum bringen soziale Systeme mit hohem Ressourcenverbrauch nur mittelmäßigen Output? Klienten wurden zu Kunden. Konkurrenz, Wettbewerb und Marktprinzip im Gesundheits- und Sozialwesen wurden zur Normalität. Leidende Klienten wurden versachlicht. Technische Formen der Qualitätssicherung etablierten sich, und man war der Überzeugung, dass sich Qualität rein technisch messen und sichern könne. Um die Jahrtausendwende spielten schließlich die Modernisierung von Unternehmen, der demografische Wandel, die zunehmende Heterogenität und Konflikte um Gleichberechtigung eine große Rolle.

### Beratungsdefinitionen, Beratungsansätze und -formen

Die Gleichsetzung von Therapie und Beratung führte in Deutschland zu wenig Differenzierung. Zu Beratungsbeziehungen gehört im Wesentlichen der Umgang mit Spannungen, mit Konflikten und Differenz. Zusammengefasst ist es möglich verschiedene Beratungsformen wie folgt zu typisieren:

Beratungsform	Ziel	Rolle/Haltung des Beraters
Ärztliche Beratung	Heilung + Therapie	Experte
Seelsorgerliche Beratung	Sorge, Schutz, Führung	„Hirte“, übt moralischen Einfluss
Amtliche Beratung	Herstellen gesellschaftlicher Ordnung, Wohl des Klienten	Agent, Experte
Pädagogische Beratung	lehren + bilden, erziehen + aufklären	Lehrer, Erzieher

### Konsequenzen aus der Beratungskritik

Beratung ist nicht selten von Bürokratismus, Wirkungslosigkeit, Übergriffen und Kontrolle geprägt. Berater und Ratsuchender befinden sich häufig im Interessengegensatz, und es besteht Abhängigkeit des Ratsuchenden vom Beratenden. Beratung findet auch gegen den Willen des Betroffenen statt und hat den Charakter einer Zwangsberatung (Kasakos 1988). Beratung kann soziale und politische Probleme individualisieren, klientifiziert somit die Ratsuchenden und macht sie unmündig. Das traditionelle Modell, in dem es um Sichtung und Diagnosestellung geht, die zur Maßnahme überführt, existiert weiterhin. Der Anspruch, aufklärend, anerkennend, stützend, solidarisch hin zur Mündigkeit und Autonomie zu beraten, ist eine Frage künftiger Beratungsforschung. Der Ratsuchende bestimmt infolgedessen, worin er Unterstützung benötigt, und steht nicht „ganz“ zur Verfügung. Es wird von einem kompetenten und mündigen Kunden ausgegangen, mit dem vereinbart wird, worum es gehen soll und worum nicht. „Würde“ und „Respekt“ sind die leitenden Haltungen der Berater. Hans Thiersch (1995) mahnt mehr Lebensweltsensibilität an und ruft zur Vorsicht beim Stellen von Diagnosen und dem Umgang mit Expertenwissen auf. Beratung müsse sozialwissenschaftlich untermauert sein. Berater müssten sich selbst disziplinieren, um nicht zu psychologisieren oder zu manipulieren. Hans Thiersch fordert Berater auf, die Aufmerksamkeit für das Gegenüber mit seinen Eigenarten zu steigern, eigene Aktivität zu drosseln, empathisch, gelassen und akzeptierend fürsorglich zu sein. Beratung beschreibt er als Aushandlungsprozess, in dem zwischenmenschliche Beziehungen auf Augenhöhe stattfinden. Das seien Voraussetzungen für Freiheit und Gleichheit innerhalb beraterischer Zusammenhänge.

### Beraten in Zeiten der Beschleunigung und des Wettbewerbs – ein Blick in die Praxis

Als diplomierte Sozialpädagogin/-arbeiterin, in leitender Funktion bei einem Träger der freien Wohlfahrtspflege tätig, habe ich die Aufgabe, den Bereich der ambulanten Dienste innerhalb eines Regionalverbundes zu leiten. Der Regionalverbund hält zusätzlich zu den ambulanten Diensten eine stationäre und eine teilstationäre Einrichtung für seelisch erkrankte Menschen vor. Die Betreuungsmitarbeiter der ambulanten Dienste sind ausschließlich Sozialarbeiter/-pädagogen. Es werden Menschen mit einer seelischen Behinderung und chronisch mehrfach beeinträchtigte Abhängigkeitserkrankte (CMA) psychosozial betreut. Die Betreuung findet aufsuchend statt und hat beratende, anleitende und begleitende Inhalte. Sie ist freiwillig und für den Personenkreis der Menschen mit einer seelischen Erkrankung besteht ein Rechtsanspruch auf Gewährung einer Kostenübernahme für diese Hilfeform, die der Eingliederungshilfe zugeordnet wird (siehe § 53, 54 SGB XII).

Kostenträger ist der Sozialhilfeträger. Klienten, die über ein Einkommen verfügen, bzw. ein Vermögen, das eine gesetzlich festgesetzte Grenze überschreitet, müssen sich an den Kosten beteiligen oder sie selbst tragen. Die Betreuungsarbeit wird dem Wohlfahrtsverband als Leistungserbringer auf der Basis von Fachleistungsstunden vergütet.

Vor der Aufnahme in das Ambulant Betreute Wohnen befinden sich potenzielle Klienten häufig in einer akuten Krisensituation, stehen kurz vor der Entlassung aus einer psychiatrischen Klinik oder verlassen eine stationäre Wohnform. In einem Erstgespräch mit mir als Bereichsleitung werden sie über die Möglichkeiten des Ambulant Betreuten Wohnens informiert und stellen sich selbst vor. Gesprächsziel ist herauszufinden, ob das Ambulant Betreute Wohnen zum jetzigen Zeitpunkt eine geeignete Maßnahme zur Unterstützung des Interessenten sein kann. Das Setting dieses Erstgesprächs soll den Interessenten zwar frei lassen, ihn lediglich informieren, doch tatsächlich sitzt er einer Beraterin gegenüber, die keineswegs unabhängig und absichtslos sein kann.

Die Beraterin ist Angestellte eines Wohlfahrtsverbandes, dessen defizitäre finanzielle Lage zu immer größerem Spardruck führt. Der Ambulante Betreuungsbereich beschäftigt (noch) qualifiziertes Betreuungspersonal auf der Basis von unbefristeten Arbeitsverträgen, sodass die Personalkosten einen gewichtigen Faktor in der Wirtschaftsplanung darstellen. Der Kostenträger hat in den letzten Jahren mit 29 Anbietern Leistungsvereinbarungen für die ambulante Versorgung psychisch kranker Menschen abgeschlossen, sodass es ein Überangebot an Leistungserbringern gibt, die miteinander konkurrieren. Als Beraterin potenzieller Hilfeempfänger und Koordinatorin der Ambulanten Hilfen ist meine Aufgabe und Verpflichtung, die Mitarbeiter meines Zuständigkeitsbereiches mit ausreichend Betreuungsaufträgen zu versorgen, denn schließlich sind die Arbeitsverträge meiner Mitarbeiter und mein berufliches Ansehen davon abhängig. Insofern findet durch dieses Arrangement eine Verbindung von Beratung und Aufnahmeinteresse statt. Beratung kann auf diesem Hintergrund, ob gewollt oder nicht, möglicherweise unbewusst manipulierend und wenig ressourcenorientiert stattfinden.

Entscheidet sich der Interessent für die Annahme der psychosozialen Unterstützung in Form des Ambulant Betreuten Wohnens, so wird er bei der Beantragung der Kostenübernahme unterstützt. Er unterschreibt eine Schweigepflichtsentbindung des Leistungserbringers gegenüber dem Leistungsträger, sodass dem Kostenträger nun die von einem Facharzt ausgestellte nervenärztliche Bescheinigung mit der Zuordnung zum Personenkreis der seelisch Kranken zur Verfügung gestellt werden kann. Der Kostenträger erfährt außer der Tatsache, dass der Interessent an einer psychischen Erkrankung leidet auch noch in Form eines Protokolls über das geführte Erstgespräch die Beschreibung der persönlichen Lebenssituation und einige biografische Daten. Je ausführlicher und defizitorientierter diese Informationen sind, umso größer ist die Chance, dass der Interessent die angestrebte Unterstützung auch in einem angemessenen zeitlichen Umfang in Form von Fach-

leistungsstunden erhalten wird. Nach Eingang des Antrages versendet der Kostenträger den Sozialhilfegrundertrag, d.h. Formulare in größerem Umfang zur Feststellung der häuslichen, beruflichen und finanziellen Situation des Interessenten. Der Empfänger, ein Mensch in häufig schwerer, seelischer Krise, verwirrt und in meist deutlich sichtbarer Not, hat nun die Aufgabe, Bescheinigungen von Stadtwerken, Banken, Vermietern einzuholen, unverständliche Formulare auszufüllen und diese dem Kostenträger zurückzuschicken. Ohne Unterstützung, die wiederum beim zukünftigen Anbieter der Eingliederungshilfe gesucht wird, ist es nur wenigen möglich, das Amtsdeutsch der Behörden zu verstehen. Wer diese Hürde jedoch genommen hat, wird vom Kostenträger zu Hause besucht, damit der sich ein Bild über die Wohn- und Lebensverhältnisse machen und den Interessenten besser kennen lernen kann. Freiwilligkeit besteht auch hier nicht, denn wer sich vom Kostenträger nicht kennen lernen lässt, dem wird auch keine Hilfe gewährt werden. Diese Situationen werden von den betreffenden Menschen als besonders beschämend und erniedrigend empfunden. Mitarbeiter einer Behörde klingeln häufig nur unter Überwindung eigener Grenzen an Türen zu Wohnungen, die sie freiwillig nie betreten würden. Fremde sitzen sich in der Privatsphäre des Hilfesuchenden gegenüber und nehmen seine ganz persönliche Notsituation zu Protokoll. Der Interessent für das Ambulant Betreute Wohnen spürt seine Abhängigkeit und müsste sobald er Optimismus, eigene Erfolge und Qualifikationen zeigen würde damit rechnen, dass ihm die gewünschte Unterstützung im Rahmen der Eingliederungshilfe verweigert werden wird. Schließlich berät auch der Mitarbeiter der Behörde nicht ohne sich immer wieder an seinen Sparauftrag zu erinnern, den die Kommune, die ohnehin verschuldet ist, ihm auferlegt hat. Sowohl der Leistungsträger als auch der Leistungsanbieter befinden sich in einem fortlaufenden Qualitätsmanagementprozess. Jedes Formular, jeder Ablauf wurde genau durchdacht, und alle Mitarbeiter sind verpflichtet, sich daran zu halten. Die Folge sind starre Abläufe, Aushandlungsprozesse finden immer weniger statt und zwischenmenschliche Beziehungen rücken zusätzlich in den Ruf unprofessionell zu sein.

Gunda Schlichte beschreibt in ihrem Buch „Betreutes Wohnen – Hilfen zur Alltagsbewältigung“ das Dilemma wie folgt: „Die Herausforderung ist, dass häufig verschiedene Ziele miteinander in Konkurrenz stehen oder in den verschiedenen Lebensbereichen jeweils andere Fähigkeiten zu entwickeln und zu fördern sind. Von Betreuern wird erwartet, dass sie wissen, ‚wo’s langgeht‘, aber sie sollen keine ‚Expertenmacht‘ haben, sie müssen mehr wissen, dürfen aber nichts besser wissen.“ (Schlichte 2005, S.69). In einem System von Zwängen und Abhängigkeiten auf der Basis von enormem Spar- und Zeitdruck wird Kreativität, Empathie und Solidarität zur Farce, obgleich diese vermutlich in der Geschichte noch nie so viel in Leitbildern und -sätzen formuliert wurden.

Richard Sennett begründet in seinem Buch „Der flexible Mensch – Zur Kultur des neuen Kapitalismus“ die These, dass die modernen flexiblen Organisationen mit flachen Hierarchien eine neue Form von Macht etabliert haben. Diese Form ver-

meide institutionelle Autorität, was zur Folge habe, dass sich Defizite in der Loyalität und des informellen Vertrauens einstellen. Loyalität sei eine Partizipationsbeziehung zwischen Menschen und sei nicht planbar. Informelles Vertrauen wachse nur in kontinuierlichen zwischenmenschlichen Beziehungen. Führungskräfte sind einerseits froh, über einen größeren Entscheidungsspielraum verfügen zu können, andererseits erleben sie in Organisationen Kontrolle verstärkt in Form von Zielvereinbarungen, in denen das Wirtschaftlichkeitsprinzip eindeutig dominiert. Im auch von uns eingeführten Qualitätssicherungssystem schreitet die Formalisierung und Standardisierung fort. Es wird zunehmend schwerer, Mitarbeiter/innen in die zielvereinbarte Richtung mitzunehmen. Der ständige Blick auf die Wirtschaftlichkeit und die Wünsche der Leistungsträger schwächt Loyalität und Vertrauen unserer Mitarbeiter.

Angesichts dieser Rahmenbedingungen ist es auch eine Forschungsfrage, was Supervision leisten kann.

- Sie entlastet und ermutigt, die Suche nach dem noch Machbaren nicht aufzugeben.
- Sie bildet einen Gegenpart zur Schnelligkeit, die im Arbeitsalltag von uns erwartet wird. Schnelle Lösungen und Antworten auf drängende Fragen, Stellungnahmen und Lösungsvorschläge werden uns als ständig reagierende Führungskräfte einer modernen Organisation erwartet. Reflektierendes Nachdenken in konkreten Situationen, die Analyse eines Problems findet im Arbeitsalltag nicht mehr statt.
- In durch die Grenzen der Wirtschaftlichkeit eingeschränktem Maß (uns stehen als Gruppe der Führungskräfte 6 Supervisionssitzungen à 2 Std. im Jahr zur Verfügung) gelingt es uns in diesem „Freiraum“ nur sehr unzureichend unsere Arbeitspraxis reflexiv zu betrachten.

## Neue Arbeitsorganisation

Neben der Klientenperspektive ist Supervision ein Angebot, welches sich auf Rollen und die organisatorische Bewältigung der Arbeitsanforderungen richtet. „Der heutige Zustand permanenten Wandels verlangt die Verankerung von Organisationsbewusstsein und von organisatorischer Selbstreflexion. Organisatorische Selbstreflexion ihrerseits setzt ein hochsensibles Gleichgewicht von Beteiligung an Prozessen einerseits und deren Beobachtung andererseits voraus. Diese stör anfällige Balance erfordert eine Professionalisierung durch die begleitende Unterstützung der Supervision.“ (Buchinger 1998)

Als ich 1997 meine Tätigkeit bei dem Wohlfahrtsverband begann, gab es aus unserer heutigen Sicht „paradiesische“ Arbeitsbedingungen, auf deren Grundlage wir die Versorgung der psychisch kranken Menschen sicherstellen konnten: Hilfesuchende kontaktierten uns und wir konnten, nachdem wir eingeschätzt hatten, ob die Zugehörigkeit zum Personenkreis der seelisch erkrankten Menschen vorlag, mit

der Betreuungsarbeit beginnen. Ein Anruf beim Kostenträger und eine nachzureichende nervenärztliche Stellungnahme waren ausreichend. Der Betreuungsumfang betrug pauschal immer 3,2 Stunden pro Klient. Es gab außer uns keinen anderen Anbieter dieser Hilfeform. Inzwischen ist viel geschehen:

- 29 Anbieter des Ambulant Betreuten Wohnens sind auf dem Markt. Jeder Anbieter hat eine individuelle Leistungs- und Vergütungsvereinbarung mit der Stadt geschlossen. Alle Anbieter befinden sich in Konkurrenz, was der Kostenträger ausdrücklich befürwortet.
- Wir arbeiten auf der Basis von Fachleistungsstunden, die in einer Hilfefachkonferenz individuell zwischen Kostenträger und Hilfeempfänger verhandelt werden. Als Leistungserbringer sind wir nicht beteiligt.
- Abgerechnet werden können nur die Zeiten, die mit dem Hilfeempfänger direkt „face-to-face“ verbracht werden.
- Zur Rechnungslegung wird verlangt, dass eine detaillierte Dokumentation beigefügt ist, aus der Uhrzeit/Dauer, Intervention und Inhalt, sowie der Name des Mitarbeiters ersichtlich sein muss.

Die präzisen Vorgaben seitens der Kostenträger, Prozesse, die ohne die Leistungserbringer erarbeitet wurden, die wirtschaftliche Rezession der letzten Jahre hatte einen Wandel unserer sozialarbeiterischen Arbeit hin zu Arbeit als Dienstleistung mit starren Aufträgen zur Folge. Bevor unsere Strukturen nicht mehr den Herausforderungen des Marktes entsprachen, wurden sie angepasst. Veränderungen und Wandel sind seit einigen Jahren an der Tagesordnung. Beratung hat in Form von Unternehmensberatung und im Vorfeld von Umstrukturierungsmaßnahmen stattgefunden. Zielgerichtet auf Wirtschaftlichkeit wurde die Führungsebene beteiligt, die Mitarbeiterschaft jedoch wurde über entscheidende Beschlüsse, die deutliche Verschlechterungen ihrer Arbeitsbedingungen zur Folge hatten, lediglich in Kenntnis gesetzt.

Gerd Gehrman und Klaus D. Müller schreiben dazu in ihrem Buch „Management in sozialen Organisationen: „Verwaltungsreformen und Organisationsentwicklungen werden von Verwaltungschefs sehr oft von oben durchgesetzt – ohne die Beteiligung der Mitarbeiter auf allen unteren Ebenen zu sichern, so dass sie dadurch zum Scheitern verurteilt sind und das Gegenteil von all dem bewirken, was sie eigentlich erreichen sollen: mehr Effektivität der Dienstleistungen für die Kunden und mehr Effizienz im Erbringen der Leistungen.“ (Gehrman/Müller 1999, S.232)

Ich selbst befinde mich als Bereichsleitung der Ambulanten Dienste in einer Position, die zwischen zwei Ebenen liegt, nämlich die der Mitarbeiterschaft und die der Regional- und auf höherer Ebene die der Geschäftsführung. Ich beobachte eine kontinuierliche Abnahme der Arbeitszufriedenheit bei den Mitarbeitern. Die Gehälter sind der geleisteten Arbeit schon lange nicht mehr angemessen.

Meiner Einschätzung nach wird die Mitarbeiterbeteiligung zu wenig zur Erreichung sozialpolitischer Ziele genutzt. Sie werden zusätzlich nicht am Erfolg des Unternehmens beteiligt. Vielen Mitarbeitern schwindet zunehmend die Motivation,



sie identifizieren sich wenig mit dem Wohlfahrtsverband, der sie beschäftigt, und es ist ein mangelndes Kostenbewusstsein zu beobachten. In manchen Bereichen des Regionalverbundes herrscht eine hohe Mitarbeiterfluktuation vor und krankheitsbedingte Fehlzeiten summieren sich. Die Sparpolitik von Stadt und Landkreis ist zwar einer der Gründe für diese Missstände. Nicht sichtbar ist mir eine methodische Herangehensweise, die z. B. Vernetzung fördert, sich ausreichend an Ressourcen orientiert, unterschiedliche Perspektiven berücksichtigt und ausdrücklich Partizipation wünscht. Aus meiner Wahrnehmung wird das Unternehmen in vieler Hinsicht mechanisch geführt. Fast alle Führungspositionen sind ausschließlich von Männern besetzt. Es scheint mir, als werde angenommen, dass alles beherrschbar, logisch und berechenbar verläuft. Wie bei einer Maschine folgt auf einen Input A ein Output B. Regina Mahlmann spricht in ihrem Buch „Sprachbilder, Metaphern & Co.“ (S.46) von Unternehmen als Maschine, wo jeder ein Rad oder Rädchen im Getriebe sei und den Status dienender und/oder „exekutierender Organe“ habe. Unvorhergesehenes, Überraschungen im weitesten Sinn, alles mit dem nicht gerechnet wird, erscheine als Störung. Ereignisse, die zwar nicht geplant und dennoch hilfreich sein könnten, um das Unternehmen voranzubringen, finden keine Beachtung. Zufälligkeit, Offenheit von Ausgang, Nichtberechenbarkeit werden systematisch als behindernd betrachtet und entsprechend gehandhabt. Regeln, Vorschriften, exakte Pläne dienen im Sinne von Handlungs- und Prozessanweisungen dazu, Überraschungen zu vermeiden und Zuverlässigkeit herzustellen. Sowohl bei Kostenträgern als auch bei Führungskräften, die selbst nie oder sehr lange nicht mehr mit sozialen Randgruppen gearbeitet haben, ist das „Gefühl“ für die „Sperrigkeit“ dieser Menschen nicht vorhanden. Die Entwicklung der Leistungen orientiert sich absurder Weise eher am durchschnittlichen Bürger als Nutzer und nicht am bedürftigen und notleidenden Klientel. In der Betriebswirtschaft und Verwaltungslehre werden Denkweisen vermittelt, die den Grundlagen der sozialen Arbeit häufig zuwiderlaufen.

### Persönliches Fazit

Die Möglichkeiten die Qualität sozialer Arbeit und ihrer Handlungsweisen durch Supervision zu optimieren, sehe ich durch die aktuelle Wirtschaftskrise und die dadurch entstehenden gesellschaftlichen Entwicklungen in Gefahr. In einer Zeit, wo Menschen zunehmend reagieren (müssen), das alltägliche Leben von zwanghafter Aktivität und Produktivität geprägt ist, wird der Nutzen der Supervision als entschleunigter, reflektorischer Raum immer häufiger übersehen. Methodisches Arbeiten in der Supervision kann folglich Professionalität stärken. Empirische Untersuchungen und handlungstheoretische Konzepte für die sozialarbeiterische Praxis werden in diesem zunehmend unter Druck geratenen Berufs- und Arbeitsfeld wenig berücksichtigt, Supervision kann hier einen wichtigen Beitrag leisten.

### Literatur

- Bäuerle, W (1980): Wörterbuch Soziale Arbeit, Weinheim und Basel.  
 Buchinger, K. (1998): Supervision in Organisationen, 2. Auflage, Heidelberg.  
 Gehrman, G./Müller, K.D. (1999): Management in sozialen Organisationen, Regensburg.  
 Gröning, K. (2006): Pädagogische Beratung, Wiesbaden.  
 Hornstein, W./Bastine, R./Junker, H./Wulf, Ch. (1977): Funkkolleg Beratung in der Erziehung, Bd. 2, Frankfurt a.M..  
 Kasakos, G. (1988): Familienfürsorge zwischen Beratung und Zwang, München.  
 Mahlmann, R. (2010): Sprachbilder, Metaphern & Co, Weinheim und Basel.  
 Möller, M. (2009): Quo vadis Beratungswissenschaft? Wiesbaden.  
 Rogers, K. (1972): Die nichtdirektive Beratung, Fischer Verlag, Frankfurt a.M.  
 Seel, H.-J. (2010): Wie kommen Beratung und Wissenschaft zusammen? <http://zos.jalbum.net/DGfB>  
 Sennett, R. (2006): Der flexible Mensch, Berlin.  
 Schlichte, G. (2005): Betreutes Wohnen – Hilfen zur Alltagsbewältigung, Bonn.  
 Thiersch, H. (1995): Lebenswelt und Moral, Weinheim und München.

Anschrift der Autorin:

Barbara Riehn-Casarrubia, Soltaustraße 21 F, 31141 Hildesheim.

## Freiheit und Selbstsorge als theoretische Grundlage von Beratung und Supervision – oder: Warum „Freiwilligkeit“ nicht nur theoretisch bedeutsam ist.

### Zusammenfassung

Im Mittelpunkt des Artikels steht die Bedeutung von Freiheit und Selbstsorge und die damit verbundenen relevanten Aspekte im supervisorischen und beraterischen Kontext. Betrachtet man Beratung und Supervision als eine Kunst des Fallverstehens und des entsprechenden Handelns führt dies zu einem Verständnis von Beratung und Supervision als kreativen Prozess, der lediglich unter Beachtung theoretischer Grundlagen von Freiheit und Selbstsorge gelingen kann. Daher wird der Fokus der Betrachtung auf die theoretische und praktische Bedeutung der Selbstreflexion, Subjektorientierung und den aufmerksamen Umgang mit Nicht-Wissen im Beratungs- und Supervisionsprozess gelegt, theoretisch anhand der Theorie der Selbstsorge von Foucault reflektiert und praxisrelevant anhand einer Supervisionsszene herausgearbeitet.

### Einleitung

Ein zentrales Bemühen von pädagogischer Beratung und Supervision ist es, eine freie, pädagogisch helfende Interaktion zu gewährleisten. Freiheit und Selbstsorge als theoretische Grundbedingungen pädagogischer Beratung und Supervision können somit als Gegenprojekt zu kontrollierenden, Zwang ausübenden, leistungsorientierten Institutionen der heutigen Zeit formuliert werden. Kritisch kann an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass sich der historisch begründete Einfluss der Psychologie auf Verfahrenstechniken der Beratung dennoch immer noch auswirkt und den ursprünglichen „aufklärenden“ Anspruch von Beratung und Supervision nicht selten verfremdet. Der deutsche Pädagoge und Vertreter einer kritischen Erziehungswissenschaft Klaus Mollenhauer (1928\*-1998†) formulierte 1964 in einem Beitrag, der bis heute nicht an Aktualität verloren hat, dass die eigentliche pädagogische Bedeutung von Beratung darin liegt, „dass sie kritische Aufklärung sein kann“ (Sickendiek et al. 1999, S. 16). Aufklärung wird hier im Kontext der gemeinsamen Erforschung von Problemen verstanden und ist an einen demokratischen Erziehungsstil sowie an eine kritische Gesellschaftsauffassung gebunden. Damit verbindet sich Beratung mit einer positiven Anthropologie (vgl. Gröning 2006, S. 27). Selbstreflexion und Hilfe zur Selbsthilfe werden damit zu wichtigen Maximen der Beratung und Supervision erklärt und verbinden sich mit einer personalistischen

Auffassung vom Menschen: „Eine personalistische Auffassung sieht die zentralen Momente in der autonomen Verantwortung, im Gewissen und in der Freiheit und begreift Erziehung als einen vorwiegend dialogischen Prozess, der auf die mündige Freisetzung des Menschen als einmaliger, unwiederholbarer und unaustauschbarer Person in ihrer Verantwortung vor sich selbst, dem anderen und dem Absoluten zielt“ (Böhm 2000, S. 405). Mollenhauer ließ zu seiner Zeit offen, wie beraten werden sollte, was – unter anderem – dazu führte, dass Beratung psychologisiert wurde. Die Betrachtungsweise des Subjekts, welches sich in Beratung begibt, verschiebt sich aufgrund einer Psychologisierung und Pathologisierung der Probleme dahingehend, dass die Ratsuchenden Therapie anstatt Beratung erhalten.

Der französische Philosoph Michel Foucault (1926–1984) kritisiert diese expertenorientierte Betrachtungsweise, welche das Subjekt zum Objekt des Wissens werden lässt, und geht in seinen Werken der Frage nach, welche Subjektivierungs- und Objektivierungsprozesse es sind, die bewirken, dass aus dem Subjekt in seiner Eigenschaft ein Objekt des Wissens werden kann. Mit Hilfe der Reflexion des Werkes „Freiheit und Selbstsorge“ von Foucault wird in diesem Artikel ein theoretischer Zugang zu der Bedeutung der Freiwilligkeit im Beratungsprozess eröffnet und den damit verbundenen Aspekten der Selbstreflexivität, Subjektorientierung und zu einem professionellen Umgang mit Nicht-Wissen.

In „Freiheit und Selbstsorge“ befasst sich Foucault mit der antiken Kultur und den damit verbundenen Selbsttechniken, bei denen es auch um die Formung des Menschen geht, aber nicht durch die Apparate der Macht und des Wissens, nicht durch den Einsatz einer Norm und einer allgemeinen Subjektivität, sondern vielmehr um eine differenzierte Zuwendung des Menschen zu sich selbst – die Praktik der Selbstsorge. Setzt man sich mit der Theorie der Selbstsorge Foucaults auseinander, kann irrtümlich angenommen werden, man sei bei einer Theorie der „Ursprünge des Selbst“, einer „natürlichen Sorge des Selbst“ gelandet. Dieses Ursprungsdenken ist aus historischer und wissenschaftlicher Sicht kritisch zu betrachten. Versteht man das Selbst an sich als dialektisch, dann reflektiert das Selbst immer auch gesellschaftliche Begebenheiten – so auch das Selbst der griechischen Antike. Die Sklaverei war zu dieser Zeit ein Element der Gesellschaft Griechenlands; d.h. der Mensch war alles andere als Eigentum seiner Selbst (vgl. Pentzel 2011). Foucaults Theorie ist somit zwar kritisch zu betrachten und bietet zudem keine konkrete Lösung für den Beratungsdiskurs an, sie liefert jedoch wesentliche theoretische Grundsätze für Beratung und Supervision. Das Erkenntnisinteresse des vorliegenden Artikels ist die zentrale Frage nach einer beratungswissenschaftlich fundierten aufklärenden Methode in der Supervision/Beratung unter Berücksichtigung der Praktiken des Selbst von Foucault. Dabei wird aufgrund des Praxisbeispiels der Frage nachgegangen: Welche Rolle spielen Freiheit und Selbstsorge im supervisorischen Prozess?

## Selbstsorge und Selbsterkenntnis

Als „Einführung in eine neue Lebenskunst“ erscheint Foucaults Werk „Freiheit und Selbstsorge“. Sein zentrales Anliegen ist der Entwurf einer Konzeption, die Handlungsfreiräume erscheinen lässt, jenseits von denen durch die Macht bereitgestellten. In „Freiheit und Selbstsorge“ fragt Foucault nach dem Anteil des Selbst in seiner Produktion; mit dieser Art der Problematisierung reicht sein Blickfeld in eine ästhetisch-ethische Dimension. „Diese Dimension schließt im Wesentlichen das ein, was man als „Künste der Existenz“ begreifen kann. „Darunter sind bewusste und gewollte Praktiken zu verstehen, mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber transformieren, sich in ihrem besonderen Sein modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht“ (vgl. Foucault 1984, S. 19). Um diesen ‚Selbsttechniken‘, diesen ‚Ästhetiken der Existenz‘ auf den Grund zu gehen, verlässt Foucault den privilegierten Zeitraum seiner bisherigen historischen Analysen und begibt sich in die ihm unvertraute Antike (...“ (Jäger 1994, S. 149f.).

In der griechisch-römischen Zeit der Antike haben Praktiken der Selbstsorge oder auch die Sorge um sich selbst eine hohe und autonome Bedeutung für die Subjekte. Die Selbstsorge war zu dieser Zeit eine vielfältige Tätigkeit, ein Netz von Verpflichtungen und Diensten gegenüber der eigenen Seele (vgl. Kammler et al. 2008, S. 290). Foucault aktualisiert die platonisch-stoische Selbstpraxis und „gibt so eine reflektierte Form ab, die eine Freiheitspraxis des Subjekts begründet. Diese ist in sich selbst politisch, indem Frei-Sein bedeutet, kein Sklave zu sein – weder Sklave von anderen noch von sich selbst und seinen Begehren. Die richtige Bemeisterung seiner selbst ist dabei Grundlage, sich richtig um andere zu kümmern. Die Beziehungen und das richtige Verhalten in ihnen rückt so für Foucault in den Mittelpunkt, während die Frage der richtigen gesellschaftlichen Verhältnisse zurücktritt“ (Becker 1993, S. 9).

Den Begriff „Freiheitspraxis“ benutzt Foucault ethisch, „ja, denn was ist Ethik anderes als Freiheitspraxis, die reflektierte Praxis der Freiheit“ (ebd. S. 12). „Foucault beschreibt Selbstsorge als eine allgemeine Haltung, eine gewisse Art die Welt zu betrachten, zu handeln und Beziehungen zu anderen zu haben“ (Gröning 2006, S. 31). Um seinen Ethikbegriff und die Art der Beziehungsgestaltung geht es nun im Folgenden.

### *Ethik der Griechen*

„In der griechisch-römischen Welt ist die Selbstsorge die Art und Weise gewesen, in der die individuelle Freiheit – oder bis zu einem gewissen Punkt die bürgerliche Freiheit – sich als Ethik reflektiert hat“ (Becker 1993, S. 12). Das Thema der Selbstsorge durchzog in der griechisch-römischen Zeit der Antike das gesamte moralische Denken und war zudem an das gesellschaftliche Selbstbild gebunden. Ver-

stehen wir heute in Zeiten der Beschleunigung, Pluralisierung und Individualisierung die Formen der Selbstsorge als eine Form des Egoismus oder individuellen Interesses, so ging es damals um die Vorbereitung auf das politische Leben (vgl. Kammler et al. 2008, S. 290). In jedem Fall ging es um einen Freiheitsgewinn, in dem Foucault eine ganzheitliche Ethik sieht, die sich um die Selbstsorge dreht (vgl. Hoffmann 2002, S. 16f.). Die Ethik der Griechen besteht nicht in der Selbstsorge selbst, sondern sie ist eine reflektierte Praxis der Freiheit, welche sich um die Maxime dreht: Kümmere dich um Dich selbst. Werde dein eigener Arzt. „Die Selbstsorge wird zur Selbstprüfung, das eigene Leben wird zum Gegenstand eines administrativen Blicks und eines buchhalterischen Kalküls“ (Kammler et al. 2008, S. 290). „Man kann sich nicht um sich selbst kümmern, ohne zu erkennen. Die Selbstsorge ist wohlverstanden Selbsterkenntnis (das ist die sokratisch-platonische Seite), aber sie ist auch Kenntnis einer gewissen Anzahl von Verhaltensregeln oder von Prinzipien, die Wahrheiten und Vorschriften zugleich sind. Sich um sich selbst zu kümmern heißt, sich mit diesen Wahrheiten auszustatten: Das ist der Punkt, wo die Ethik mit dem Spiel der Wahrheit verbunden ist“ (Becker 1993, S. 13).

Foucault bezieht sich auf das platonische Denken, in welchem es darum geht, „die Augen auf sich selbst zu richten, um sich in dem, was ist, zu erkennen“ (Becker 1993, S. 13). Selbstsorge verbindet sich mit Selbsterkenntnis. Die Selbstsorge im griechischen Verständnis ist in sich selbst ethisch, entscheidend ist jedoch ihre komplexe Verbindung zum Anderen. Foucault unterstreicht, dass der andere in der Selbstsorge impliziert ist. Selbstsorge zielt nicht nur auf das eigene Wohl, sondern impliziert ebenso das Wohl anderer. Damit ist jedoch auch eine Macht über sich und andere impliziert. „Womit ich die Beziehungen meine, in der der eine das Verhalten des anderen zu lenken versucht. Das sind also Beziehungen, die man auf verschiedenen Ebenen, unter verschiedenen Formen finden kann; diese Machtbeziehungen sind bewegliche Beziehungen, was heißt, dass sie sich verändern können und nicht ein für allemal gegeben sind. (...) Diese Machtbeziehungen sind also beweglich, umkehrbar und instabil. Außerdem sollte man wohl beachten, dass es Machtbeziehungen nur in dem Maße geben kann, wie Subjekte frei sind. Wenn einer von beiden vollständig der Verfügung des anderen unterliegt und dessen Sache geworden ist, ein Objekt, über das dieser eine unendliche und unbegrenzte Gewalt ausüben könnte, gibt es keine Machtbeziehung“ (Becker 1993, S. 19). Das Verständnis Foucaults bezüglich Machtbeziehungen ist auf Freiheit begründet, der Möglichkeit des Widerstandes, ohne die es seiner Ansicht nach keine Machtbeziehungen geben kann. Für ihn ist Macht in menschlichen Beziehungen immer präsent und durch Beweglichkeit und Widerstand gekennzeichnet. Macht wird hier als Strategie verstanden.

Während in den heutigen Gesellschaften die Frage nach dem ethischen Subjekt seiner Meinung nach nicht viel Raum einnimmt, war dies in der griechischen Ethik eine maßgebliche Frage. Die antike Ethik – hier nimmt Foucault literarisch Bezug zu Sokrates (vgl. Kammler et al. 2008, S. 159) – beruht auf der Selbstbe-

stimmung des Einzelnen, der Anstrengung, die volle Souveränität des Individuums herzustellen und zu bewahren, und unterscheidet sich von der Moral der heutigen Gesellschaft, in der es laut Foucault anstelle der Selbstbestimmung um Selbstverlust durch Fremdbestimmung geht. „Dies zeigt Foucault an einschlägigen Textstellen aus der Apologie, an denen Sokrates die Bürger Athens dazu aufruft, sich nicht nur um das Geld zu sorgen (epimeleisthai), sondern die Seele zu pflegen“ (Kammer et al. 2008, S. 159).

### *Epimeleia und der damit verbundene Subjektbegriff*

Die Forderungen nach Selbstbeherrschung in der griechischen Ethik haben eine ganz andere Bedeutung, als dies in der heutigen Zeit der Fall ist. Sie sind nicht in einem für alle gültigen Gesetz begründet, sondern es handelt sich vielmehr um Maximen, „deren Befolgung dem Einzelnen überlassen bleibt, und die dazu dienen, dem Leben eine edlere, vollendete Form zu verleihen“ (Marti 1999, S.139). In der griechisch-römischen Ethik geht es um die Herrschaft über sich selbst und die damit verbundene, regulierte Herrschaft über andere. Der Leitbegriff „Selbstsorge“ ist somit verbunden mit Selbsterkenntnis – dem „Sich-selbst-erkennen“. Mit Hilfe des Begriffs „Epimeleia“ erläutert Foucault die Praktiken des „aktiven Lebens“ und den damit verbundenen Subjektbegriff. Epimeleia bedeutet nichts anderes als Selbstsorge (cura sui/souci de soi = Selbstsorge).

Beim Begriff „Epimeleia“ handelt sich um ein Prinzip der Selbsterkenntnis, welches Verhaltensweisen sich selbst gegenüber, der Selbstsorge und anderen gegenüber definiert. Aus dem Prinzip Epimeleia ergeben sich für Foucault die „Praktiken der Subjektivität“, wie z. B. Gewissensprüfung, Meditation etc.; es sind Praktiken, die das Subjekt mit der Wahrheit verbinden. „So wird die Selbsterkenntnis die wenn auch nicht einzige, aber doch absolut souveräne Form der Selbstsorge; sie verschafft Zugang zur Wahrheit im Allgemeinen, und sie erlaubt im Übrigen die Erkenntnis des Göttlichen im Selbst“ (Becker 1993, S. 30f.). Was das Prinzip Epimeleia verdeutlicht, ist die enge Verbindung zwischen der Sorge um sich selbst, der Selbsterkenntnis und der Sorge um andere, verbunden mit der Selbsterkenntnis und der Sorge um andere. Erkenne-dich-selbst tritt immer wieder mit einer anderen Forderung verbunden auf: „Kümmere dich um dich selbst.“ Es besteht, wie es Foucault hervorhebt, ein „Subordinationsverhältnis“ zwischen Selbsterkenntnis und Selbstsorge – Selbsterkenntnis ist nur eine besondere Anwendung der Selbstsorge – Selbstsorge als allgemeine Formel verstanden und Selbsterkenntnis als Konsequenz der Forderung nach Selbstsorge (vgl. Hoffmann 2002, S. 21).

Es kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass der Begriff Epimeleia in folgenden Zusammenhängen auftaucht:

- Thema einer allgemeinen Haltung sich, der Welt und dem anderen gegenüber.
- Thema einer bestimmten Form der Aufmerksamkeit, eines inneren Blicks, der auf sich selbst, die Welt und den anderen gerichtet ist und regelmäßig auf sich selbst zurückgeht.

- Thema einer bestimmten Handlungsweise, „eine Handlung, die man auf sich selbst anwendet, durch die man sich selbst zur Aufgabe wird, durch die man sich verändert, sich rein macht, sich umformt oder umgestaltet“ (Becker 1993, S. 33).

Damit wird deutlich, dass der Begriff Epimeleia eine Seinsweise, eine Haltung und Reflexionsform des Subjekts definiert. In der Antike ging es weder um Gehorsamkeit dem Gesetz gegenüber, noch um Erkenntnis des Subjekts durch es selbst, sondern vielmehr um eine Praxis der Ausübung der Wahrheit. Unter Askese verband sich hier weniger der Verzicht als Mittel, um sich mit etwas auszustatten, Askese reduzierte nicht, sie stattete aus. Die christliche Moral hingegen definiert die Formen der Beziehung zu sich selbst völlig anders: „(...) die Arbeit an sich selbst impliziert eine reinigende Hermeneutik des Begehrens; Ziel der moralischen Besinnung schließlich ist die Selbstverleugnung. (...) Die antike Ethik beruht auf der Selbstbestimmung des Einzelnen, die christliche dagegen auf der Fremdbestimmung Aller“ (Marti 1999, S. 138).

Zur genauen Funktion der Askese wird im Folgenden Bezug genommen.

### *Praktiken der Selbstsorge*

Die Griechen und Römer waren am Verhältnis von Subjekt und Praxis interessiert im Hinblick auf die Frage, in welchem Umfang es dem Subjekt erlaubt ist, nicht so zu handeln, wie es handeln muss, sondern so zu sein, wie es sein muss und will. Das heißt nichts anderes, als dass da, wo in der Moderne die Unterwerfung des Subjekts unter die Ordnung des Gesetzes gefordert wird, die griechisch-römischen Vorfahren als höchstes Ziel die Konstitution des Subjekts anstrebten (vgl. Becker 1993, S. 56). Die Vorschrift sich selbst zu achten, sich um sich selbst zu sorgen, galt in der Antike als Hauptziel für das soziale und persönliche Leben: Der Lebenskunst. Die damit verbundene Askese diente der Vorbereitung auf eine ungewisse Zukunft, „um nicht schwächer zu sein, als das was kommt. Das ist die athletische Formation des Weisen: Der antike Athlet ist der Athlet der Spiritualität, ein Athlet des Ereignisses. Der christliche Athlet muss sich dem gegenüber selbst (als sein eigener Feind) bekämpfen und überwinden; er ist Athlet seiner selbst“ (Becker 1993, S. 57). Damit kann die Funktion der griechisch-römischen Askese als ein Band zwischen Subjekt und Wahrheit beschrieben werden, welches dem Subjekt ermöglicht, über den wahren Diskurs zu entscheiden.

Mit Hilfe welcher Techniken dies möglich ist, beschreibt der Begriff „Parrhesia“. In der Antike werden Parrhesia, Schmeichelei und Rhetorik voneinander abgegrenzt. Sprache wird hier nicht als Medium des Weltzugangs und des Zugangs zum anderen verstanden, sondern als Objekt und Instrument gesehen.

### *Parrhesia*

Parrhesia ist wie es Foucault in „Freiheit und Selbstsorge“ darstellt, ein technischer Ausdruck, welcher dem Subjekt zum „Wahrsprechen“ verhilft. Parrhesia ist „im

wesentlichen nicht die Offenheit, auch nicht die Redefreiheit, sondern eine Technik (...), die es dem Meister erlaubt, in den wahren Dingen, die er kennt, das auf richtige Weise zu benutzen, was nützlich ist, was für die Arbeit an der Transformation seines Schülers von Bedeutung ist“ (Becker 1993, S. 57). Sie kann beschrieben werden als eine in Beziehungen zwischen z. B. Arzt und Patient, Meister oder Schüler angewandte Verfahrenstechnik.

„Etymologisch ist die Parrhesia das Alles-Sagen. Die Parrhesia sagt alles. Um die Wahrheit zu sagen, ist es nicht so sehr das Alles-Sagen, was in der Parrhesia zur Debatte steht, sondern die Offenheit, die Freiheit, die Öffnung, die dafür sorgt, was man zu sagen hat, wie man Lust hat, es zu sagen und es in der Form zu sagen, die man dazu für nötig hält“ (Becker 1993, S. 58). Das hier erwähnte „Alles-Sagen“ beinhaltet eine Freiheit bezüglich der Wahl des zu Sagenden und der Haltung dessen, der spricht.

Schmeichelt der Meister dem Schüler (um in der Sprache der Antike zu bleiben), verhindert der Meister damit, dass sich der Schüler mit sich selbst auseinandersetzt; somit verhindert Schmeichelei das Mit-sich-selbst-befassen, Mit-sich-selbst-auseinandersetzen. „Schmeichelei ist ein falscher, unwahrer, lügnerischer Diskurs. Die Parrhesia ist das Gegenteil von Schmeichelei“ (ebd.). Die Rhetorik, definiert als „die Kunst der Rede als Praxis, auch die Theorie der Rede (-kunst)“, will „überzeugen, Meinungen und Einstellungen verändern und ein bestimmtes Handeln auslösen“ (Böhm 2000, S.451) Wird die Rhetorik vom Meister angewandt, versucht dieser also, mit seinem Wissen den Schüler zu überreden, zu überzeugen und mit Hilfe der Rhetorik auf ihn einzuwirken. „Parrhesia heißt, dass der Sprechende eine andere Position innehat. Zwar erzielt auch er durch seine Offenheit Wirkung auf andere, die aber aus seiner Großzügigkeit hervorgeht und ohne persönliches Interesse am eigenen Wohl entsteht“ (Becker 1993, S. 58), also nicht im Sinne des Überredens und Überzeugens, wie es bei der Rhetorik der Fall ist. Die Parrhesia ermöglicht einen Transfer von der Parrhesia des Meisters zu der des Schülers. Das, was der Meister sagt, wird von ihm offen so auch empfunden und, ohne die Absicht zu überzeugen, geäußert. Die Parrhesia kann verstanden werden als Technik des freien Redens, dessen Inhalt und Wahrheit nicht so bedeutend sind, wie die Regel für ihre weise und geschickte Anwendung.

In der Zeit der Antike bestand eine Pflicht zur Wahrheit der Rede: „Ich öffne den anderen die Wahrheit meiner eigenen Seele; ich muss mit dem wahren Diskurs antworten. Daraus wird später das christliche Geständnis“ (Becker 1993, S. 58). In der griechischen-römischen Zeit der Antike liegt die wesentliche Bedeutung der Wahrheit auf der Seite des Meisters, auf der Seite dessen, der berät; die Wahrheit und die Verpflichtung zur Wahrheit liegen auf seiner Seite. Im Christentum – so Foucault – haben sich die Dinge wesentlich verändert, das Christentum fordert, dass das Subjekt, die Seele selbst, die Wahrheit sagt, „die nur sie sagen kann, die nur sie besitzt und die zwar nicht das einzige, aber eines der fundamentalen Elemente jener Ope-

ration ist, durch die seine Seinsweise verändert werden wird; und genau darin besteht dann das christliche Geständnis“ (Becker 1993, S. 60).

### *Oikeiosis – Ganzheitlichkeit*

Um die von Foucault aktualisierte Transformation der stoischen Philosophie, in welcher er eine Subjekttheorie mit den Begriffen „Selbstzuwendung und Konstitution“ zusammenfasst, besser nachvollziehen zu können, wird in „Freiheit und Selbstsorge“ die Oikeiosis herangezogen. Die Oikeiosis-Lehre „soll das In-sich-selbst-häuslich-werden und Zuhause-fühlen jedes Lebewesens und dann spezifisch des Menschen erklären“ (Becker 1993, S. 65). Die Ursprünge des Gedankenguts gehen auf Zenon von Kiton (\* Zypern um 335, † Athen 263) zurück, wobei Foucault die in der Oikeiosis enthaltene Kindheitstheorie in seiner Theorie nicht berücksichtigt. Aber gerade in der Kindheitstheorie Zenons wird der Begriff Zuneigung – der als regulativer Modus in der Eltern-Kind-Beziehung dargestellt wird – mit dem Begriffskomplex der Oikeiosis belegt. Lothar Wolfstetter (welcher in „Freiheit und Selbstsorge“ die von Foucault aktualisierte Transformation der antiken Philosophie in eine Subjekttheorie darstellt) ist der Auffassung, „dass die Begriffe Zuneigung – Zuwendung – Zugehörigkeit eine als Wortspiel ausgebildete Reihe zur Vorstellung bringen, die zugleich die wesentlichen Stationen des Prozesses bezeichnet, den Zenon mit dem Begriffskomplex der Oikeiosis belegt. Der Inhalt der Oikeiosis ist die von den Eltern durch Zuneigung auf das Kind übertragene Form des intensiven Lebensimpulses, das dieses in Form von Zuwendung an die Eltern zurückgibt und zugleich in sich spiegelt, um sodann diesen gesteigerten Impuls in die Form von Zuneigung der parentalen Fähigkeiten und Eigenschaften umzusetzen und dieses zusammengenommen mit den angeborenen Anlagen in sich als Ausgangspunkt zu nehmen, um sich in allgemeiner Form eigenschöpferische Fähigkeiten und Eigenschaften zuzueignen, ein autonomes Selbstwertgefühl, eine Selbstzugehörigkeit auszubilden und so die in sich zentrierte, allgemeine Form der Menschwerdung heranzubilden“ (Becker 1993, S. 66). Die Zuneigung, die Eltern zu ihrem Kind entwickeln, ermöglicht den Eltern verschiedene Funktionen zu erfüllen, die zum Aufwachsen des Kindes nötig sind. Zuneigung macht eine seelische und geistige Qualität aus, die das Kind über die Eltern erfährt und die es zurückspiegelt. „Es spiegelt die Zuneigung in sich quasi so, wie eine Linse in sich das Licht sammelt und zentriert, das auf sie fällt. Die Spiegelung lässt es sich selbst zunehmend als eigenes Wesen erfahren. Sie ermöglicht ihm auch, sich mit Fähigkeiten und Eigenschaften der primären Bezugsperson zu identifizieren und diese sich zuzueignen“ (ebd.).

Zenon ging es darum, mit Hilfe seiner Kindheitstheorie den gelingenden Prozess der Eltern-Kind-Beziehung (der Oikeiosis) und die damit einhergehende Selbstzuwendung des Kindes – seiner subjektiven Entwicklung – aufzuzeigen. Foucault hingegen ging es um die Umschreibung des Prozesses beim erwachsenen Subjekt, er sieht in der gelungenen Oikeiosis der Kindheit das „Programm der Konstitution,

das der Erwachsene sich vornimmt (...). Durch die Konstitution gibt sich das Subjekt einen bewussten Status, stellt seine Erkenntnis in einen reflexiven Rahmen, gibt seinem Leben eine feste, sich-selbstzugehörige Form, verleiht seiner Lebensintensität durch einen festen Willen ihren adäquaten Modus der Bewertung und ihren Maßstab für das Handeln und setzt sich ein bewusst reflektiertes und immer wieder vergegenwärtigtes Ziel“ (Becker 1993, S. 67).

Foucault zielt in seiner Subjekt-Konstitution auf die Selbstveränderung des reifen, erwachsenen Subjekts. Die Oikeiosis kann als „analytisches Instrument“ dienen, „die eigene Kindheit, das eigene Geworden-Sein aufzuarbeiten unter dem Aspekt, diese Erkenntnis, dieses Wissen, diese Wahrheit für die eigene Subjekt – Konstitution zu nutzen“ (ebd.). Es geht Foucault um eine ganzheitliche, im Lebensprozess integrierte Selbstzuwendung der Subjekte. Mit Hilfe der Oikeiosis lässt sich die Subjekttheorie Foucaults als ganzheitliche Sichtweise des Subjekts darstellen (vgl. Gröning 2006, S. 33f.).

### Kasuistik

Schweigen – der französische Schriftsteller Jules Romains (1885–1972) stellt fest: „Das Schweigen ist ein so herrliches Thema, dass man andauernd darüber reden könnte.“ Hier stimme ich dem Schriftsteller ohne Zögern zu, ergänze aber sein Zitat mit dem Zusatz: Schweigen – darüber theoretisch zu reden, ist das Eine, es als Supervisorin (in Ausbildung) zu erleben ist das andere und gleicht durchaus dem Horrorfilm „Das Schweigen der Lämmer“, auch hier möchte niemand freiwillig Akteur sein, auch hier ist Zuschauen das Eine, involviert sein wiederum das Andere.

An dieser Stelle gebe ich eine Erfahrung mit im Kollektiv schweigenden Supervisorinnen wieder, die mich sowohl an meine Grenzen, an ein absolutes Ende der Leichtigkeit und Souveränität gebracht hat, bis hin zu dem Gefühl „auf der Stelle verschwinden zu wollen“, als auch, zumindest im Nachhinein, fasziniert und lange Zeit gedanklich beschäftigt hat. Anhand der Supervisionsszene des Erstkontaktes wird im Anschluss aufgezeigt, inwiefern Freiheit und Selbstsorge und die damit verbundenen Aspekte Selbstreflexion, Subjektorientierung sowie der professionelle Umgang mit Nicht-Wissen im supervisorischen Kontext aus theoretischer und aus praxisrelevanter Sicht eine wesentliche Rollen spielen.

Vor dem Erstkontakt mit dem zwölfköpfigen Team einer Kindertageseinrichtung fand ein Kontraktgespräch mit der Leitung des Teams statt. Hier wurden folgende Kontraktvereinbarungen getroffen:

- Die Leitung wird nicht an der Teamsupervision teilnehmen.
- Die Leitung wünscht keine Ergebnisberichterstattung; das Team soll „pädagogisch reflektiert arbeiten“, dies wird als offenes Ziel der Supervision benannt.
- Supervision wird als professioneller, pädagogischer Reflexionsraum vom Arbeitgeber angeboten und finanziert.

- Es werden 10-15 Sitzungen unter der Berücksichtigung vereinbart, dass sich Supervisorin und das Team füreinander entscheiden.
- Nach fünf Sitzungen wird eine Zwischenauswertung getroffen, die den weiteren Verlauf der Supervision in den Blick nimmt.

Die Leitung vereinbart für das unverbindliche Erstgespräch mit dem Team einen Abendtermin mit mir und zeitgleich einen Telefontermin, um über die gegenseitige Entscheidung zu informieren und evtl. weitere Termine abzusprechen.

### Das Schweigen der Supervisorinnen

Die Leitung empfängt mich und führt mich direkt zum Team. Noch an der offenen stehenden Tür, indem sich das Team befindet, werde ich verabschiedet: „Nun überlasse ich Ihnen das Team.“ Die Tür des Besprechungsraumes wird von mir – zögernd – geschlossen, auf den einzig leer stehenden Stuhl direkt am Eingang setze ich mich. Ich begrüße das Team und wünsche einen „wunderschönen Abend“ und teile ihm mit, dass ich mich auf dieses Kennenlernen freue. Schon hier bemerke ich, dass aus den zuvor lebendig miteinander redenden Kollegen stille und beobachtende Supervisorinnen geworden sind. Ich frage, ob sie wünschen, dass ich mich erst einmal vorstelle, oder ob sie sich vorstellen möchten und ihre Erwartungen an die Supervision mitteilen mögen. Hier erhalte ich keine Antwort und bin irritiert. Ich lächle und schaue mich fragend um, warte eine Weile und sage dann schließlich: „Gut, dann fange ich mal an und stelle mich und meine Vorstellung von Supervision vor.“

Nachdem dies geschehen ist, wird meine Unsicherheit größer, ich habe das Gefühl: Hier stimmt etwas nicht! Diese Unsicherheit und Irritation teile ich dem Team mit: „Ich bin etwas irritiert (... Stille ...). Das Schweigen irritiert mich. (... Stille ...). Da wir uns noch nicht kennen, können Sie nicht wirklich mich damit meinen, das heißt, Sie müssen mir helfen bei der Klärung der Frage, was bedeutet das Schweigen? (... Stille ...). Das könnte ein Thema sein, aber welches?“ Dies ist der Moment, in dem ich kurz Hoffnung schöpfe, weil sich die Teammitglieder bewegen, und ich erhoffe mir durch die körperliche auch sprachliche Bewegung. Jedoch: Nichts geschieht. Nach kurzer – gefühlt unendlich langer – Zeit schlage ich vor, noch einmal etwas über mein Verständnis von Supervision zu erzählen – gedanklich befasse ich mich damit, wie ich aus dieser Situation „lebend“ herauskomme, und hätte gerne einen sich auftuenden Boden unter meinem Stuhl, um verschwinden zu können – ich fülle die Zeit damit, zu ergänzen, dass nicht ich das Setting bestimme, sondern das Team, dass Supervision ein Miteinander ist, ein gemeinsam zu gestaltender Dialog. Ich beende diesen Monolog damit, dass ich interessiert bin an ihren Wünschen in Bezug auf Supervision und es heute lediglich um die Frage geht, ob wir uns ein Miteinander vorstellen können. Mit Blick auf die Uhr warte ich genau 20 Minuten ab, dann beende ich die für mich unerträgliche Situation mit den Worten: „Ich kann Ihnen und mir nun lediglich den Gefallen tun und uns

aus dieser Situation befreien. Somit wünsche ich Ihnen einen schönen Feierabend und verabschiede mich, wenn auch ziemlich ratlos.“ Ich lächle alle an und gehe.

Am Ende der Woche melde ich mich bei der Teamleitung – wie vereinbart – telefonisch und erfahre, dass sich das Team für mich entschieden hat und ich Kontakt zu einer der vier Gruppenleiterinnen aufnehmen könnte, um Supervisionstermine zu vereinbaren. Ich bin wie vor den Kopf gestoßen, teile der Leitung mit, dass ich gerne ein erneutes Kontraktgespräch mit ihr vereinbaren würde, wenn sich das Team nun für mich entschieden hat, da mir einige Unklarheiten deutlich geworden sind. Was ich nicht thematisiere, ist der „unglückliche“ Einstieg. In mir entstehen durch diese Zusage unendlich viele Fragezeichen. Klären möchte ich im Kontraktgespräch, ob die Leitung bereit wäre, auf Wunsch des Teams zur Supervision dazu zu kommen, und mein unbestimmtes Gefühl, dass die Teammitglieder beim Erstgespräch nicht freiwillig anwesend waren.

In diesem Gespräch mit der Leitung erfahre ich, dass das Team weder freiwillig noch in seiner Dienstzeit an der Supervision teilnehmen sollte, d.h. es gab den Dienstauftrag, dass Supervision Pflicht ist und vom Arbeitgeber bezahlt wird, jedoch nicht innerhalb der Dienstzeit stattfindet. Es wird vereinbart, dass alle vier Wochen eine Teamsitzung ausfällt und in dieser Zeit Supervision stattfindet.

### Theoretische Konsequenzen für Beratung und Supervision

Beschäftigt man sich mit dem Werk Foucaults „Freiheit und Selbstsorge“ und transformiert seine Aussagen auf die vorliegende Supervisionszene, kann herausgearbeitet werden, dass „die Methode“ von Supervision nicht technologische Theorieanwendung meint, sondern lediglich ein „selbstreflexives Arbeitskonzept“ im Auge haben kann, mit Hilfe dessen die Supervisorin ihr Wissen individuell an den Supervisanden orientieren, generieren und überprüfen kann. Supervision und Beratung orientieren sich am (beruflichen) Alltag der Supervisanden/Ratsuchenden, diese Alltagsorientierung kann verstanden werden als „der vergessene Boden der Wissenschaft, zu dem es zurückzukehren gilt“ (Husserl zit. n. Danzer 1992, S. 130). Alltagsorientierung als Versuch zur Überwindung der „Lebensweltvergessenheit“, wie es der amerikanische Philosoph und Pädagoge John Dewey (1986) beschrieb, bedeutet zugleich ein verändertes Verständnis von theoretischen Grundlagen einer Beratung und Supervision. Dabei gilt der schon von Schleiermacher formulierte Grundsatz: „Die Dignität der Praxis ist unabhängig von der Theorie; die Praxis wird nur mit der Theorie eine bewusstere“

Demnach kann eine Reflexion des geschilderten Erstkontaktes einer Teamsupervision zu einem verstehenden und professionell reflektierten Zugang der Supervisanden führen. Für professionelles supervisorisches Handeln gilt: „Statt dass der Handelnde eine vorgegebene Theorie anwendet, ist er selbst konstruktiv tätig. Unter den Bedingungen eines spezifischen Feldes entwirft er, indem er handelt, seine Antwort auf die Anforderungen der Situation. Er ist wie der Tennisspieler, so sagt Bourdieu,

der ans Netz geht, wenn es die Situation erfordert“ (Gebauer/Wulf zit. n. Müller 2006, S. 15). Ans Netz gehen, wenn es die Situation erfordert. Wie ist das möglich, wenn die Supervisanden schweigen? Anstelle der vorgegebenen Richtlinie einer Theorie, benötigt die Supervisorin/der Supervisor eine sogenannte „Selbstreflexivität“, was das bedeutet wird im Weiteren durch die Reflexion Foucaults deutlich.

Durch die Reflexion der Einstiegssituation im Kollektiv miteinander schweigenden Teams kann außerdem die Notwendigkeit einer Subjektorientierung skizziert werden: Es geht darum, sich an der Sichtweise der Teammitglieder zu orientieren, unter Berücksichtigung des Bestrebens um Freiheit und Anerkennung. In der Beratung und Supervision geht es darum, kasuistisch zu arbeiten, d.h. induktiv vorzugehen. Ausgangspunkt ist dabei immer der Fall selbst: Das schweigende Team! Das Team schweigt, weil es sich nicht freiwillig in der Supervision befindet; sich auf Foucault beziehend, ist ein „Alles-Sagen“ aufgrund einer fehlenden Freiheit bezüglich der Wahl des zu Sagenden und der Haltung dessen, der (nicht!) spricht, nicht möglich. Das Fallbeispiel zeigt deutlich, dass es sich in der Supervision nicht allein um wissenschaftlich fundiertes Wissen handeln kann, sondern es eher um ein Wissen geht, welches sich mit der individuellen Sichtweise des einzelnen Subjekts zu befassen und zu verbinden hat. Dazu ist ein Verständnis gegenüber dem einzelnen Subjekt und dessen Erfahrungen und implizierter Selbstauffassung notwendig, die sich aus den verschiedenen beruflichen Erfahrungen und Verhältnissen ergeben. Dass das Team nicht freiwillig anwesend war, war zum Zeitpunkt des Erstgespräches unklar. Daraus ergibt sich, dass auf Seiten der Supervisorin „Erkenntnis“ nur möglich ist mit Hilfe der Einbeziehung des Ratsuchenden und unter dem Aspekt der Anerkennung der individuelle unterschiedlichen und möglicherweise für die Supervisorin „fremden“ Verhältnisse.

Ein souveräner Umgang mit einem „Nicht-wissen-können“ ermöglicht einen Zugang zu der subjektiv erfahrenen „Lebenswelt“ der Ratsuchenden. Dazu benötigen Supervisanden jedoch einen durch Offenheit und Freiwilligkeit geprägten Raum. Dies entspricht dem theoretischen Anspruch an Beratung und Supervision, sich nicht an einem „starrten“ Wissen zu orientieren, sondern eher an einem „Prinzipienwissen“, welches das Handeln im Supervisions- und Beratungsprozess reflektierbar macht. Geht man von der Forderung Foucaults aus, nämlich einer Subjektorientierung nicht im Sinne von Unterwerfung, sondern Selbstentdeckung und Selbstbestimmung, ergibt sich für die Supervision eine professionelle Verantwortung, die darin liegt, den Anderen „sein zu lassen“, ihn in seinem Eigensein zu achten, ihn im Sinne Foucaults nicht zu formen. Daraus ergibt sich die Beachtung folgender theoretischer Grundlagen: Akzeptanz und die Realisierung partizipativer Strategien. Es lässt sich mit Hilfe Foucaults darstellen, welche Bedeutung „Selbstreflexivität des Beraters“, „Subjektorientierung“ und „Aufmerksamer Umgang mit Nicht-Wissen“ immer in Bezug zur Freiwilligkeit und Selbstsorge in Beratung und Supervision haben.

### *Selbstreflexivität des Beraters*

In Supervision und Beratung geht es darum – das verdeutlicht das Erstgespräch –, allgemeine Rahmenbedingungen angemessen zu verstehen als auch um Fähigkeiten zur Beurteilung von Chancen und Grenzen einer Beeinflussung im Supervisions-/Beratungssetting (vgl. Müller 1995, S. 13). Ebenso gilt es das Verständnis von Supervision und Beratung dahingehend zu erweitern, dass sie die auf den beruflichen Alltag bezogenen Probleme der Supervisanden/Ratsuchenden in deren Selbstauffassungsverständnis und ihrem individuellen und komplexen Verhältnisse versteht. Dies wiederum bedeutet, dass Probleme nicht „beratungsförmig“, „individualisierend“ oder „pathologisierend“ verstanden werden dürfen (vgl. Thiersch 1992, S. 131).

Die implizierte Forderung, die Supervision damit an sich stellt, besteht darin, die individuellen, beruflichen und sozialen Probleme der Supervisanden vor dem Hintergrund komplexer Lebenslagen und unterschiedlicher Verhältnisse verständlich zu machen. Es gilt demnach, die Probleme nicht auf individuelles Erleben hin zu reduzieren und die Problemdelegation an den Supervisor/Berater als „Experten“ zu vermeiden. Wenn die Supervisorin, der Supervisor ihr/sein wissenschaftlich und durch Erfahrung erworbenes Wissen auf komplexe berufliche Lebenslagen der Supervisanden beziehen will, muss sie/er dieses Wissen immer wieder neu reflektieren, um dem unüberschaubaren, unübersichtlichen komplexen beruflichen Alltags- und Lebenszusammenhang der Supervisanden im Supervisionsprozess gerecht werden zu können. Mit Hilfe der „Selbstreflexion“ entwickelt sich ein „Wissen über die Einflüsse wichtiger Bezugspersonen, Interaktionserfahrungen, relevante Lebensweichen, positive wie negative Lebensereignisse, Entwicklungsgeschichte eigener Stärken und Schwächen etc.“ (Kanfer et al. 2000, S. 511) und sie ermöglicht dem Supervisor/Berater somit, seine Einflüsse auf den Beratungsprozess besser einschätzen zu können. Wissenschaftliches Wissen wird als „Hinterkopfwissen“ benutzt, d.h. ein Wissen, welches dem Supervisor ermöglicht, „zwischen den Zeilen zu lesen“, und ihm als Anknüpfungspunkt dient für die sich ihm darstellenden Probleme der Supervisanden in der Supervision/Beratung. Sein Wissen zu reflektieren, bedeutet nicht, kein „anwendbares“, „nützliches“ Wissen zu besitzen, sondern bedeutet lediglich eine Überprüfung seines eigenen Wissens und Bezugsrahmens. Das heißt, es ermöglicht ihm, seine im Raster gesellschaftlicher Wissensstrukturen und Machtprozeduren erworbene Selbst- und Weltwahrnehmung – wie es Foucault ausdrückt –, zu analysieren und damit reflektierter handeln zu können. Selbstreflexion ermöglicht, die von Burkhard Müller geforderte Verabschiedung der Selbstverständlichkeit der eigenen Wirklichkeit, um den Ratsuchenden aus seiner Perspektive verstehen zu können und realistische Ziele, Handlungsmöglichkeiten und Ressourcen zur Lösung des Problems des Ratsuchenden gemeinsam herausarbeiten zu können.

Geht man davon aus, dass die Supervisionssituation einer Anerkennungsbeziehung gleicht, wie sie der deutsche Philosoph Axel Honneth darstellt, ist auch sie

durch Stufen der Versöhnung und des Konflikts gekennzeichnet. „Weil die Menschen in der Anerkennung durch den Anderen stets auch etwas über sich erfahren, was eine neue Dimension ihres Selbst ist, müssen sie die Beziehung wieder verlassen. Somit besteht die Bewegung der Anerkennung aus dem Prozess der Versöhnung und des Konfliktes zugleich“ (Honneth zit. n. Gröning 2006, S. 35f.). An dieser Stelle Bezug nehmend zum Erstgespräch mit dem Kinderteam, kann es innerhalb der schweigenden Interaktion nicht darum gehen, alles zu verstehen, sondern mit Hilfe der eigenen Reflexionsfähigkeit „nicht Verstehbares“ offen zu legen und damit einen gemeinsamen Prozess einzuleiten, welcher die Supervisanden/Ratsuchenden ermutigt, sich selbst zu entdecken. Man kann die Selbstreflexivität des Supervisors/Beraters im Hinblick auf Foucaults erwähnte Maxime der griechischen Ethik betrachten: „Kümmere dich um dich selbst.“ Reflektiert der Supervisor/Berater sich selbst, ist er in der Lage, sich und seine im Lebensprozess gewonnenen Normen und Werte zu erkennen, und somit ist ihm eine reflektierte Betrachtungsweise gegenüber dem Ratsuchenden möglich, welche diesen nicht zum Objekt des Wissens des Beraters werden lässt, sondern zum individuell und in komplexen Zusammenhängen wahrgenommenen Subjekt. Mit dieser Selbstreflexion ist somit eine Subjektorientierung möglich, die im folgenden Abschnitt dargestellt und begründet wird.

### *Subjektorientierung*

Eine Subjektorientierung in der Supervision und Beratung berücksichtigt die subjektive Lebenswelt des Ratsuchenden. Anders als es in einer therapeutischen oder ärztlichen Situation der Fall ist, stellt die Supervision/Beratung eine Situation dar, in der es nur begrenzt um objektive Tatsachen geht, es geht in ihr vielmehr um subjektive Zuschreibungen, welche je nach Standpunkt verschieden sein können (vgl. Müller 1997, S. 90). Versucht Supervision lediglich objektive Ursachen von Hilfebedürftigkeit zu ermitteln, wird sie der subjektiven (Selbst-)Wahrnehmung und Einstellung des Subjekts nicht gerecht und verletzt damit zusätzlich die Selbstbestimmungsrechte der Supervisanden.

Bei der Subjektorientierung handelt es sich nicht nur um eine Beachtung und Orientierung der Entwicklung der Selbstachtung und des Selbstbewusstseins des Subjekts, sondern ebenso um die Bereitstellung konkreter Hilfen, welche eine Neustrukturierung von Verhältnissen der Subjekte ermöglichen sollen. Wenn Supervision/Beratung sich auf den (beruflichen) Alltag und die Lebenswelt der Subjekte bezieht, sollte sie ihrem Anspruch nach nicht allein psychische wie soziale Probleme beachten, sondern ebenso Hilfe leisten bezüglich z. B. materieller oder rechtlicher Probleme, die Subjekte im (beruflichen) Alltag haben können (vgl. Hoffmann 2002, S. 89). Das bedeutet, sie muss weitaus mehr als nur „Hilfe zur Selbsthilfe“, die Möglichkeit zur Selbstorientierung und damit verbundener Selbsterkenntnis leisten, wenn sie ihren konzeptionellem Anspruch – das Eingehen auf „die Komplexität der Problemlagen wie auch die Einnahme einer ebenso deutlichen parteiischen Po-



sition für die gesellschaftliche Benachteiligung der Betroffenen“ (Sickendiek et al. 1999, S. 41) – gerecht werden will. Frommann formulierte in diesem Zusammenhang ein Beratungsverständnis, welches von einer Perspektive „parteilichender Praxis“ auszugehen hat, „die gestützt auf Persönlichkeits- und Gesellschaftstheorie durch reflektierte Beziehungen und Erschließung von Hilfsquellen verschiedener Art das Unterworfen sein von Menschen unter belastende Situationen verändern will“ (Frommann zit. n. Sickendiek et al. 1999, S. 42).

### ***Aufmerksamer Umgang mit „Nicht-Wissen“***

Im Rückblick auf die bisher erläuterten theoretischen Grundlagen von Beratung und Supervision lässt sich die Notwendigkeit eines „aufmerksamen Umgangs mit Nicht-Wissen“ begründen. So wird mit Hilfe der begründeten „Selbstreflexivität“ des Supervisors deutlich, dass sowohl Widerstände als auch dem Berater „fremdes“ Verhalten Gegenstand dieser Beratungsform sein können. Dies ist allein schon bedingt durch den komplexen Gegenstand beruflichen „Alltags-“ und „Lebenswelt“ dieser Beratungsform. Des Weiteren wird beim Darstellen der „Subjektorientierung“ hervorgehoben, dass sich Supervision nicht allein an theoretischem Wissen orientieren kann, sondern ihr dieses nur als „Gerüst“ dienlich sein kann. Und Supervision und Beratung sind generell durch eine Offenheit und eine Unbestimmtheit, welche die Supervisions- und Beratungssituation bestimmen, gekennzeichnet. In allen genannten Feststellungen ist ein aufmerksamer Umgang mit Nicht-Wissen impliziert. Der Supervisor/Berater befindet sich in einer Situation, welche durch ihre Unbestimmtheit und Offenheit gekennzeichnet ist und in der ihm sein Wissen und seine Erfahrung nur begrenzt Sicherheit bieten können. Aufgrund dessen ist die Fähigkeit wichtiger zu akzeptieren, als zu verstehen, da man nicht grundsätzlich von einem „Verstehen“ zwischen Supervisor/Berater und Supervisand/Ratsuchenden ausgehen kann, wie das skizzierte Erstgespräch zweifellos verdeutlicht.

Es gehört zur Aufgabe der Supervision, andere zu verstehen, dennoch kann es Menschen in der Supervision geben, die anders, unter unterschiedlichen Bedingungen, leben als der Supervisor/Berater, so „dass das Verstehen ebenso schwerfällt wie bei den Angehörigen einer fremden Kultur“ (Müller 1997, S. 76). „Notwendig ist Anleitung zu dem, was Bion ‚negative capability‘“ genannt hat: Die ‚Fähigkeit eines Menschen, sich in Unsicherheit, rätselhaften Geheimnissen und Zweifeln zu befinden, ohne irritiert nach Fakten und Erklärungen zu suchen“ (Wellendorf zit. n. Müller 1995, S.67). Da es auf Grund der zunehmenden Komplexität, im Zuge der Pluralisierung und Individualisierung des modernen Alltags immer weniger den „normalen“ (beruflichen) Alltag gibt, gehören Grenzen des Verstehens zum Alltagsleben dazu und müssen in der Supervision/Beratung beachtet und akzeptiert werden. Hier wird ein Paradox deutlich, welches Supervision und Beratung zu bewältigen haben: Beim aufmerksamen Umgang mit Nicht-Wissen geht es darum, „das Paradox zu bewältigen, dass gerade das Immer-Schon-Verstanden-Haben wirkliches Verstehen blockieren kann, unfähig machen kann, zu „sehen“, ebenso wie das

dringende „Helfen-Wollen“ hindern kann, wahrzunehmen, wie und wo Hilfe überhaupt nötig ist“ (Müller 1997, S. 80). Vielmehr als um Verstehen-können, geht es um das Wahrnehmen des Anderen, des „Fremden“ im Anderen.

Die Irritation, die das Schweigen der Teammitglieder ausgelöst hat, führt letztlich zur Frage an die Leitung, ob die Teammitglieder freiwillig in der Supervision sitzen, d.h. das Handeln der Supervisorin hat sich primär am Handeln der Supervisanden orientiert, dabei gibt es weder ein „richtiges“ noch „falsches“ Handeln, vielmehr ein „angemessenes“ und der Situation „angepasstes“ Handeln (vgl. Giesecke 1997, S. 45). Gemeinsam zu handeln impliziert die Akzeptanz der Andersartigkeit. Die Akzeptanz des „Nicht-Wissens“ auf Seiten des Beraters, ermöglicht einen offenen und nicht bewertenden Zugang zum Supervisanden/Ratsuchenden.

### **Zusammenfassung und Ausblick**

Im vorliegenden Artikel wurden, anhand der Reflexion Foucaults, theoretische Grundlagen der Supervision und Beratung dargestellt und am Fall orientiert begründet. In „Freiheit und Selbstsorge“ geht es Foucault um die Darstellung von Praktiken der Freiheit, welche das Subjekt weder einschränken noch begrenzen. Diese Praktiken der Freiheit erscheinen ihm bedeutsamer, als ein „Befreiungsversuch“ des Subjektes von jeglichen Machtprozeduren allgemein. So verbindet sich für ihn Macht nur negativ in Form von Kontrolle und Begrenzung des Subjekts, nicht jedoch innerhalb menschlicher Beziehungen, welche durch das Vorhandensein von Macht, seiner Ansicht nach, generell gekennzeichnet sind. Mit der Forderung eines reflektierten Machtgebrauches über sich selbst – durch Selbsterkenntnis und Selbstsorge – gewinnt das Subjekt Autonomie und die Möglichkeit die Macht über andere zu regulieren, nicht zu missbrauchen. Er erörtert unterschiedliche Verfahren, durch die das Subjekt dazu gebracht wird, sich selbst zu beobachten, zu analysieren, zu entziffern (vgl. Sloterdijk 2001, S. 500), welche für den Beratungs- und Supervisionsprozess nicht uninteressant erscheinen. Insbesondere Foucaults Hermeneutik des Subjekts kann beratungswissenschaftlich den Blick auf die Bedeutung von Freiheit und Mündigkeit erweitern (vgl. Gröning 2006, S. 30). Foucault charakterisiert die Art und Weise, in der Menschen voneinander „regiert“ werden und durch bestimmte Formen und Techniken zu „Verrückten“, „Kranken“, etc. objektiviert werden, welches eine Gefahr darstellt, die in Supervisionsprozessen zu reflektieren ist.

Es wird bei der Reflexion Foucaults deutlich, dass es ihm um ein „Gewahrwerden“ jeglicher gesellschaftlicher, institutioneller Machtprozeduren und Verfahrenstechniken geht. Festzustellen ist daher, dass es ihm um die Aufdeckung der Verschleierung von Machtprozeduren – wie es z. B. bei einer Verpflichtung zur Supervision der Fall ist – geht.

Bei der Darstellung des Fallbeispiels „Das schweigende Team“ zeigt sich, dass die fehlende Wahlfreiheit und die damit implizierte mangelnde innere Freiheit der

Supervisanden das Erst“gespräch“ maßgeblich bestimmen. Eine supervisorische Haltung wird durch das Selbstverständnis, dass Selbstsorge immer auch Reflexion ist und der Supervisor/Berater selbst zur ständigen Aufgabe wird, deutlich (vgl. Gröning 2006, S. 31). „Mit der Bedeutung der Selbsterkenntnis als Teil der Selbstsorge wird in Foucaults Überlegungen das Verhältnis zum Lehrer und zum Philosophen berührt. Man braucht jemanden, der einem die Wahrheit sagt“ (Gröning 2006, S. 31). Diesem Verständnis folgend ist der Supervisor gegenüber dem Supervisanden zur Wahrheit verpflichtet. Die Bedeutung dieses Verständnisses ist laut Katharina Gröning bei Foucault aus drei Perspektiven beschrieben:

- Der Perspektive der Tradition, welche den Vorbildcharakter hervorhebt.
- Der Perspektive der Kompetenz, welche Wissen, Haltung und Prinzipien einschließt.
- Der Perspektive der Widrigkeiten, welche den Umgang mit Unvermögen und Grenzen impliziert (vgl. ebd. S. 32).

Diese drei Perspektiven gilt es im bzw. nach dem Supervisionsprozess zu reflektieren. Ebenso kann die Beachtung einer Epimeleia als Seinsweise in der Supervision und ein damit implizierter Subjektbegriff herausgestellt werden: Geht es doch in Supervisionsprozessen in erster Linie um „Praktiken der Subjektivität“. Damit verbunden ist immer eine wertschätzende und zugewandte Haltung sich selbst, der Welt und anderen gegenüber, sowie eine besondere Form der Aufmerksamkeit, des inneren Blickes, der auf sich selbst gerichtet wird – impliziert ist in dieses Verständnis sowohl der Supervisor als auch der Supervisand, geht es doch sowohl im Supervisionsprozess als auch im Selbstreflexionsprozess um „eine Handlung, die man auf sich selbst anwendet, durch die man sich selbst zur Aufgabe wird, durch die man sich verändert, sich rein macht, sich umformt oder umgestaltet“ (Becker 1993, S. 33). Damit kann der Begriff der Epimeleia als eine Seinsweise, eine Haltung und Reflexionsform definiert werden, die der Supervision alles andere als fremd ist.

Auch der Begriff der Oikeiosis ist für die Supervision bedeutsam. Im Sinne eines Verständnisses des In-sich-selbst-häuslich-Werdens – „ein gelungenes Bild für das, was die Pädagogik als Identität beschreibt“ (Gröning 2006, S. 33). Dazu notwendig ist Fürsorge, Zuwendung und Versorgen – durch das Nachfragen, ob das Team freiwillig in der Supervision anwesend ist, wird ihm eine Zuneigung zugeeignet, es wird für das Team gesorgt. Die Supervisanden antworten auf die seelisch geistige Qualität der Supervision mit Zuwendung und Zuneigung (vgl. ebd.). Sie entscheiden sich – eine These der es nachzugehen gilt – für die Supervisorin aufgrund der ihnen zugesprochenen Freiheit. Zuletzt kann Bezug genommen werden zur Parrhesia, der Redekunst. Eine Überredungskunst konnte im Fallbeispiel nicht wirken, das Team hatte gemeinsam beschlossen die erzwungene Supervision zu verweigern: Durch kollektives Schweigen. Eine gewisse „Wahrheit“ in dieser „Nichtrede“ war, zunächst unsichtbar, enthalten. Es galt diese durch Selbstreflexion zu entschlüsseln; dies gelang nicht in der Situation, wohl aber durch die Reflexion der

Gegebenheiten. Gröning schreibt in diesem Zusammenhang von der Selbstreflexion als Akt des Gewissens, der quer liegt zu der Ansicht Foucaults. Im philosophischen Verständnis ist die Selbstreflexion im „Ich“ verortet. „Selbstreflexion als Akt der Realitätsprüfung, als Selbstvergewisserung und Bewahrung der Subjektivität wird in den eher philosophischen Modellen als Ich-Leistung verstanden, die in enger Verbindung mit der Mündigkeit einer Person steht“ (Gröning 2006, S. 82).

Leon Wurmser hingegen trennt diese Reflexion nicht vom Gewissen, er spricht damit die „Über-Ich-Funktion“ der Selbstreflexion an und verdeutlicht damit die Bedeutsamkeit und Herausforderung, die mit der Selbstreflexion verbunden ist (vgl. Wurmser zit. n. Gröning 2006, S. 82). „Es sind diese „Brechungen“, die Aufspaltung in eine höhere und niedrigere Person und die Ansiedlung der Selbstreflexion zwischen ‚Ich‘ und ‚Über-Ich‘, die jedwede Reflexion auf sich selbst so schwierig, so riskant werden lassen. Im griechischen Gewissensbegriff wird dieses Dilemma durch die Privatheit aufgelöst. Indem das Mitwissen des Über-Ich mit dem Ich als durch und durch privat angesehen und damit geschützt ist, können Scham- und Schuldgefühle kontrolliert und das Selbst gegen die Umgebung abgegrenzt werden. Mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Privatheit für den Akt der Selbstreflexion ist gleichzeitig auch der Raum beschrieben, der zur Selbstreflexion nötig ist“ (Gröning 2006, S. 82). Selbstreflexivität kann damit als eine Art Kunst der Supervision und Beratung benannt werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es die beratungswissenschaftlich fundierte Methode in der Supervision nicht geben kann. Vielmehr geht es um ein aufklärendes und reflexives Selbstverständnis, auch wenn das Wissen des Supervisors/Beraters eine wichtige Grundlage jeder professionellen Supervision/Beratung darstellt. Im Hinblick auf die Frage nach der Bedeutung von Freiheit und Selbstsorge in der Supervision ist die Forderung Foucaults zu unterstützen bezüglich eines „Gewahrwerdens“ von verschleiern und kontrollierenden Techniken und Strategien, welche Subjekte beeinflussen und in ihrer Freiheit einschränken. Als Konsequenz für Beratung und Supervision sind z. B. Gesprächstechniken zu vermeiden, die – im Sinne Foucaults – ihre Zweckmäßigkeit darin erfüllen, Meinungen und Einstellungen der Subjekte durch „Lenkung“ zu verändern; und lediglich eine Technik darstellen, die der Weitervermittlung gewusster Wahrheit des Supervisors dient.

In Supervision und Beratung kann es nicht um die Produktion der Wahrheit gehen, da es die Wahrheit im individuell und komplex erlebten Alltag nicht gibt. „Die großen ewigen Wahrheiten lassen sich nicht durch menschliche Worte mitteilen; vielmehr wählen sie das Schweigen als Brücke zwischen den Seelen“ (Kahlil Gibran).

## Literatur

- Becker, H. (Hrsg.) (1993): Michel Foucault, Freiheit und Selbstsorge, Interview 1994 und Vorlesung 1982, Frankfurt am Main.  
 Böhm, W. (2000): Wörterbuch der Pädagogik, 15., überarbeitete Auflage, Stuttgart.

- Brinkmann, M. (1999): Das Verlassen des Subjekts bei Foucault, anthropologische und bildungstheoretische Studie, Weinheim.
- Danzer, B. (1992): Die „Alltagswende“ im Arbeitsfeld Beratung, Regensburg.
- Giesecke, H. (1997): Pädagogik als Beruf, Grundformen pädagogischen Handelns, 6. Auflage, Weinheim und München.
- Gröning, K. (2006): Pädagogische Beratung. Konzepte und Positionen. Lehrbuch, Wiesbaden.
- Hoffmann, C. (2002): Theoretische und ethische Grundlagen pädagogischer Beratung. Reflexion Foucaults und Honneths im Spiegel alltags- und lebensweltorientierter (sozial-) pädagogischer Beratung, Diplomarbeit, Universität Bielefeld
- Honneth, A. (1998): Kampf um Anerkennung, zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, 2. Aufl., Frankfurt am Main.
- Jäger, Ch. (1994): Michel Foucault. Das Ungedachte denken. Eine Untersuchung der Entwicklung und Struktur des kategorischen Zusammenhangs in Foucaults Schriften, S. 143-155, München.
- Kammler, C. et al. (Hrsg.) (2008), Foucault Handbuch, Leben-Werk-Wirkung, Stuttgart und Weimar.
- Kanfer, F.H./Reinecker, H./Schmelzer, D. (2000).: Selbstmanagement – Therapie. Ein Lehrbuch für die klinische Praxis. 3. Auflage, Berlin Heidelberg und New York.
- Marti, U. (1999): Michel Foucault. 2., überarbeitete Auflage, München.
- Mollenhauer, K. (2001): Einführung in die Sozialpädagogik, Probleme und Begriffe der Jugendhilfe, Weinheim und Basel.
- Müller, B. (1997): Sozialpädagogisches Können, Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit, 3. Auflage, Freiburg im Breisgau.
- Müller, B. (2006): Sozialpädagogisches Können, Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit, 4., vollständig neu überarbeitete Auflage, Freiburg im Breisgau.
- Müller, B. (1995): Außensicht – Innensicht. Beiträge zu einer analytisch orientierten Sozialpädagogik, Freiburg im Breisgau.
- Pentzel, A. (2011): Lehrbuch der politischen Ökonomie. Die auf Sklaverei beruhende Produktionsweise. URL: [www.politische-oekonomie.org/lehrbuch/katitel\\_3htm](http://www.politische-oekonomie.org/lehrbuch/katitel_3htm) Stand: 8.8.2011
- Sickendiek, U./Engel, F./Nestmann, F. (1999): Beratung, Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze, Weinheim und München.
- Sloterdijk, P. (2001): Foucault, Ausgewählt und vorgestellt von Pravu Mazumdar, München.
- Thiersch, H. (1992): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim und München.
- Wurmser, L. (1993): Die Flucht vor dem Gewissen. Heidelberg.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Cornelia Hoffmann, Fliedner Fachhochschule,  
 Fachbereich Gesundheit und Erziehung, Alte Landstraße 179, 40489 Düsseldorf.

*Katharina Gröning*

## **Reflexive Supervision als theoretischer Ansatz – Entwicklungslinien und praktische Begründung**

### **Zusammenfassung**

Der Beitrag erinnert an die Anfänge der Supervision in Deutschland und an eine Generation von Supervisoren, die mit den Zuständen in der Pädagogik und Sozialen Arbeit nicht mehr einverstanden und deutlich am Aufbau einer demokratischen Gesellschaft interessiert waren. Von hier werden theoretische Fragen und Forschungslinien aufgezeigt, die für eine Theorie der Supervision genutzt werden können.

Im Herbst 2009 ehrte die DGSv im Rahmen ihres 20-jährigen Bestehens eine Reihe von Personen, die sich in Deutschland um die Professionalisierung von Supervision verdient gemacht haben. Zu den geehrten Personen gehörte u.a. Gerhard Leuschner, der seit den 1960er Jahren supervisorisch arbeitet, 1984 das FIS gründete und dessen Lebenswerk einen wichtigen Beitrag zur Professionalisierung und Institutionalisierung von Supervision darstellt. In einem Interview der Zeitschrift Forum Supervision (vgl. Leuschner/Weigand 2011) zu Geschichte und Entwicklungslinien der Supervision in der Bundesrepublik erinnert sich Gerhard Leuschner an die Aufbruchssituation innerhalb der Sozialen Arbeit zu Beginn der 1960er Jahre, als die Supervision nach Deutschland kam. Supervision wird von ihm als Mittel gesehen, innerhalb der Sozialen Arbeit, die Bewahrpädagogik, die Fürsorge, ihre Selektion und die Lenkung der Klienten zu überwinden.

„Cora Balthussen, die während des zweiten Weltkriegs in der Widerstandsbewegung engagiert war, arbeitete freiberuflich als Fortbildnerin und Supervisorin und wurde mir als damaligem Geschäftsführer der Akademie für Jugendfragen für die Fortbildungskurse in ‚Casework‘ empfohlen. Da Sozialarbeiter in der damaligen Zeit nicht länger als ‚Fürsorger‘ arbeiten wollten, standen Fortbildungen in ‚Casework‘ in der Sozialarbeiterszene hoch im Kurs. Eine Zusatzausbildung als ‚Caseworker‘ war da die erste Option, das methodische Arbeiten in den Mittelpunkt zu stellen.“ (Leuschner/Weigand 2011, S. 39)

Wenn heute mehr als 50 Jahre später die berufsbiografischen Erinnerungen einer Generation von Sozialarbeitern und Pionieren der Supervision rekonstruiert werden, dann erscheint das Lebenswerk dieser Personen wie auch die Supervision als Institution u.a. als professionelle und zivilgesellschaftliche Antwort auf jene Zustände, die heute unter dem Stichwort „runder Tisch Heimerziehung“ auf ein massives Gewaltpotenzial in der Praxis der Pädagogik und Sozialen Arbeit der 1960er und 1970er Jahre diskutiert werden und damals üblich waren. Es soll die These auf-

gestellt werden, dass es diese Zustände in der Pädagogik und Sozialen Arbeit waren, die berufsbiografisch eine Generation von Supervisoren in ihrem kritischen Selbstverständnis mitprägte, die nicht mehr Fürsorger sein wollten und die Bewahrpädagogik mit ihrem autoritären Erziehungsstil und ihrer Lenkung ablehnten. Sie begründeten eine Konzeption von Supervision als praktische Vernunft, die sich heute einerseits im Rahmen konkurrierender Konzepte behaupten muss, die sich zweitens wissenschaftlich zu vertreten hat und die drittens, angesichts der Aktualität des „runden Tisches Heimerziehung“, an einem Modell pädagogischen Handelns, welches als Anerkennung bezeichnet werden soll, orientiert ist.

Auch Renate Strömbach äußert sich in einem Interview mit Anette Voigt ähnlich zum Verhältnis von Professionalisierung Sozialer Arbeit und Habitustransformation der Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen in dieser Zeit. „Faszinierend fand ich das Eingehen auf den Supervisanden, das Fehlen jeder Indoktrination, das genaue Betrachten des Handelns, das benennen der Sachlage, das gemeinsame Entwickeln von Strategien, um Lösungen zu finden. Dieses Vorgehen hatte sowohl Einfluss auf die Arbeit mit Einzelnen, als auch auf die Arbeit mit Gruppen: zulassen, was dem Einzelnen möglich ist, was er erstrebt, ohne dies für sich selber zu übernehmen. Meine Arbeit veränderte sich, sie wurde zulassender, gewährender, gleichzeitig verlief manches auch langsamer“, (Strömbach/Voigt 2011, S. 33/34).

Noch pointierter hat die geistige Situation der 1960er Jahre, als die Supervision nach Deutschland kam, Reinhard Tausch beschrieben. Im von ihm und seiner Frau Annemarie Tausch in 16 Auflagen erschienenen Klassiker zur Erziehungspsychologie verweist Tausch auf die autoritäre Situation vor allem in den pädagogischen Institutionen, auf entwertende und kränkende Beziehungen zu den Schülern, die Betonung der Autorität als absolutes Prinzip und die starke Selektion in der Schule. Obwohl die Erziehungsziele und Werte als demokratische deklariert waren, war die Art, wie diese demokratischen Werte in Bildung und Erziehung vermittelt wurden, seelenblind und beschämend (vgl. Tausch/Tausch 1978). Tausch/Tausch propagierten demgegenüber ein anderes Modell von Beziehungen nicht nur in Schulen. Sie trafen auf Menschen mit einem großen emotionalen Hunger nach anerkennenden Beziehungen ohne Scham und Angst und setzten in ihrem Lebenswerk das eines sozialen zivilgesellschaftlichen Lernens Konzept von Rogers und Lewin um. Bedauerlicherweise hat sich diese Kultur der Anerkennung verändert und ist teilweise von Vertretern der Humanistischen Psychologie selbst als Verkaufs- und Manipulationstechnik angeboten worden. Der von Gaertner (1995) zu recht kritisierte Psychoboom institutionalisierte sich in dem Maße, in dem Verstehen und Anerkennung als Mittel des Verkaufens eingesetzt wurden.

Eine Theorie von Supervision und Beratung, so wie sie sich gegenwärtig in der Bundesrepublik Deutschland institutionalisiert, muss diese geistige Situation der Zeit „als die Supervision nach Deutschland kam“ berücksichtigen. Sie verweist auf die enge Verbindung von Beratung und sozialer Reform als ein möglicher Begründungszusammenhang der Entstehung von Beratungsformen und Beratungspraxis.

Supervision war das Projekt einer Generation, die deutlich am Aufbau einer demokratischen Zivilgesellschaft interessiert war und ihre Prinzipien in die Organisationen getragen hat. Die Prinzipien demokratischer Zivilgesellschaften sind Handlungsformen, die als Anerkennung (Honneth 1992) bezeichnet werden und auf den Prinzipien von Rechtlichkeit sowie emotionaler und sozialer Zustimmung beruhen. Ein anderer Begründungszusammenhang für eine Theorie von Beratung ist zumeist Professionalisierung und ein dritter Begründungszusammenhang die Herstellung von sozialer Ordnung durch eine Praxis von Beratung – Beratung/Supervision wird als Funktion gesellschaftlicher Modernisierungsverhältnisse gesehen. Diese verschiedenen Begründungszusammenhänge erklären, welche Entwicklung Beratung nimmt und welche Konflikte um eine bestimmte Form der Beratung entstehen (können). In einer bestimmten Epoche waren in der Bundesrepublik die Institutionalisierung einer demokratischen Zivilgesellschaft und der soziale Aufstieg bzw. die Professionalisierung eines bestimmten Sozialarbeiter-Milieus kein Widerspruch, sind es aber in den 1980er und 1990er Jahren geworden. Auch die gesellschaftliche Modernisierung z. B. durch Individualisierung und die Entwicklung einer demokratischen Zivilgesellschaft waren kein Widerspruch, sind es aber mit der Entwicklung geworden, Solidarität und Individualisierung entgegenzusetzen.

### Geschichte der Supervision und Professionalisierung

Gerhard Wittenberger (2011) erläutert in seiner Systematik zu den Entwicklungslinien der Supervision ihre Bedeutung für die Professionalisierung von Sozialer Arbeit. Zwar thematisiert er die administrativen Funktionen der Supervision als (finanzielle und formale) Überwachung von sozialen Einrichtungen in den USA im vorletzten Jahrhundert, gleichwohl bildet sich hier Supervision als praktische Unterstützung von ehrenamtlichen Helfern schon in ihren Anfängen heraus und setzt sich schließlich durch. Als Einflussfaktor von Supervision als Mittel der Kompetenzentwicklung und Professionalisierung von Sozialer Arbeit sieht Wittenberger deutlich die emigrierte Psychoanalyse. Siegfried Bernfeld, Bruno Bettelheim, Charlotte und Karl Bühler, Kurt Lewin, Ruth Cohn, Walter Friedländer sind nur einige bekannte Psychoanalytiker, die in Deutschland die Pädagogik und Psychologie geprägt haben.

Die Supervision wurde in Deutschland in ihren Anfängen zudem von zwei Group-Workern geprägt: Louis Lowy und Gisela Konopka, wobei Louis Lowy in Deutschland die ersten Weiterbildungskurse in Supervision leitete. Historisch lassen sich bezogen auf die Entwicklungslinien von Supervision Prozesse der Institutionalisierung von Prozessen der Theoriebildung unterscheiden. Die Geschichte der Institutionalisierung folgt dabei auch einer institutionspolitischen Konfliktlinie um das Verhältnis von Supervision und Praxisberatung bzw. Methoden der Sozialen Arbeit.

An herausragender Stelle steht zunächst der deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge in Frankfurt am Main (Melzer/v. Caemmerer), die Akademie für

Jugendfragen Münster i.W. (Steinkamp/Leuschner), die diakonische Akademie Stuttgart (Krüger), die Akademie Remscheid (Richter) und das Burckhardhaus Gelnhausen (Strömbach) (vgl. Strömbach/Voigt 2011, S. 35). Sie alle arbeiten in der Kommission IV der bundeszentralen Fort- und Weiterbildungsstätten, die die ersten Konzepte einer Supervisionsausbildung in Deutschland festschrieb (Leuschner/Weigand 2011, S. 43). Soll diese historische Epoche des Beginns von Professionalisierung der Supervision theoretisch bewertet werden, so stellt sich ihre Entwicklung in Deutschland in den 1960er Jahren als von einem Aufbruch einer Generation von jungen Sozialarbeitern geprägt dar. Dieser Aufbruch wiederum ist verbunden mit einem Drang nach Neubestimmung des sozialpädagogischen Habitus – weg von der Fürsorge und der Bewahrung hin zur Sozialen Arbeit als aufklärende und verstehende Arbeit (vgl. dazu auch Mollenhauer 1965). Es ist ein anderes Thema, dass und wie aus diesen Sozialarbeitern „Blumenkinder“ und später Manager wurden.

Neben den einzelnen Instituten und dem Konsens, der in der Kommission IV der zentralen Fortbildungsstätten der Supervision zu den Ausbildungsstandards für SupervisorInnen entwickelt wurde, tritt früh, nämlich schon 1976, in Kassel der erste Studiengang Supervision in den Kreis der Ausbildungsinstitute ein. Gleichwohl beginnt damit keine theoretische Wende in der Supervision, der Einfluss der Universität Kassel auf die Theoriebildung in der Supervision ist zwar nachweisbar, jedoch gering, was ggf. damit erklärt werden kann, dass der Studiengangsleiter, Dieter Eicke, 1979 einen schweren Autounfall erlitt und seine Professur vorzeitig aufgeben musste. Nach Wittenberger (2011) berief der Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel schon 1973 eine Kommission zur Errichtung eines Ergänzungsstudienganges „Supervision für soziale Berufe“ ein (Wittenberger 2011). In diesem Studiengang, so Wittenberger, sei die Psychoanalyse handlungsleitend geworden. So prägte der Psychoanalytiker Dieter Eicke eine Generation von Supervisorinnen und Supervisoren (Adrian Gaertner, Cornelia Rappe-Giesecke, Michael Giesecke, Gerhard Leuschner, Gerhard Wittenberger u.a.) sowie ein Konzept von qualitativer systematischer Grundlagenforschung zur Supervision und Balintgruppenarbeit. Ziel war es, ein Modell für die Kassler Supervisionsausbildung zu entwickeln, die in den 1970er Jahren zentral auf dem Prinzip der Balintarbeit beruhte (Rappe-Giesecke 2000, S. 36). Dazu legte sich die Forschergruppe um Eicke auf ein umfassendes sprachwissenschaftlich konzipiertes Vorgehen zur Analyse von Kommunikation und Interaktion, wie zur Entwicklung idealer Settings in der Supervision und Balintarbeit fest.

Eickes Forschungsprogramm liest sich heute so, dass er versuchte, mit Mitteln der Sprachanalyse und der Sprachprozessforschung Phänomene wie Spiegelung und Unbewusstes auf die Spur zu kommen. Gleichzeitig hat die Forschergruppe unmittelbar verwertbares Handlungswissen, wie z. B. zur idealen Zusammensetzung von Balint- und Supervisionsgruppen, entwickelt. Auf eine weitergehende gesellschaftstheoretische Fundierung von Supervision ist in dieser Zeit ebenso verzichtet worden

wie auf eine arbeitswissenschaftlich fundierte Standortbestimmung, obwohl die Supervision als Profession hierzu mehrfach auch provokativ herausgefordert wurde.

Wittenberger (2011) beschreibt die erste Hälfte der 1980er Jahre als Blütezeit der Institutionalisierung von Supervisionsinstituten. Ein Institut habe sich nach dem nächsten platziert, der Gründungsboom der Institute zu einer Produktion von Absolventen geführt und zu einer deutlichen Pluralisierung der Konzepte von Supervision und Beratung, ohne dass dies zu einer theoretischen Fundierung der Supervision geführt hat. Interessanterweise folgen die Bezeichnungen für die Supervisionskonzepte, die an den unterschiedlichen Ausbildungsstätten gelehrt werden, vor allem den therapeutischen Schulen: psychoanalytische Supervision, psychodramatische Supervision, systemische Supervision, gestalttherapeutische Supervision, personenzentrierte Supervision. Dies wäre aber höchstens zulässig, wenn es sich beim Supervisionsangebot vor allem um die Kontrollsupervision für Absolventen von Therapieausbildungen handeln würde. Die Aufklärung dieser Merkwürdigkeit, dass therapeutische Institute Supervisionsausbildungen für den offenen Markt anbieten, sich in ihrer theoretischen Orientierung jedoch am Konzept der Kontrollsupervision orientieren, bleibt weiterem Forschungsbedarf vorbehalten.

Die Frage nach der gesellschaftstheoretischen Fundierung der Supervision bietet sich im Kontext der Entwicklungslinie an, über Supervision als aufklärendes Verfahren (Mollenhauer 1964, 1965) ein Modell von Supervision als reflexive Institution zu begründen. In den 1960er Jahren ist dies der Supervision quasi in die Wiege gelegt. Supervision wäre damit eine kommunikative Hilfe zur Umsetzung von sozialen Reformen und Innovationen in der administrativen, pädagogischen und sozialen Praxis. In den 1960er Jahren, der Zeit der großen Reformen – Bildungsreform, Psychiatriereform, Strafrechtsreform – steht die Soziale Arbeit als Disziplin und Wissenschaft an einer exponierten Stelle bei der Umsetzung von sozialen Reformen. Beratung und Soziale Arbeit als Umsetzungsinstrumente werden in allen Sozialgesetzbüchern verankert. Erstaunlich ist, dass Soziale Arbeit als Wissenschaft sich zwar an den Universitäten als Disziplin begründen konnte, Supervision aber nicht als Umsetzungsinstrument von sozialen Reformen verstanden wurde, sondern als sozialpädagogische Methode, für die sich die universitäre Sozialarbeitswissenschaft wenig interessierte. Das Problem einer gesellschaftstheoretischen Fundierung im Sinne einer Beschreibung der gesellschaftlichen Funktion von Supervision als Umsetzungsinstrument sozialer Innovation blieb deshalb ungelöst. Gleichzeitig organisierten sich Supervisorinnen und Supervisoren, um ihre professionellen Interessen zu bestimmen. Mit der Krise des Wohlfahrtsstaates und der Übernahme von angloamerikanischen Politikmodellen geriet auch die Vorstellung einer reflexiven Supervision zunächst in die Krise. Auch innerhalb der Profession traten neben das Modell einer reflexiven Supervision andere, vor allem modernisierungstheoretische Konzepte, vor allem das Konzept von Supervision als (gruppenspezifisch begründete) Organisationsentwicklung und später Organisationsberatung.

## Die systemtheoretische Herausforderung

Die Konzipierung von Supervision als aufklärendes Verfahren beruht neben ihrer Orientierung an gesellschaftlichen/sozialen Reformen auf dem Methodenkanon angewandter Hermeneutik, und zwar sowohl der strukturalen Hermeneutik (z. B. Bourdieu, Oevermann), der Tiefenhermeneutik (Lorenzer), der Gruppendynamik (Lewin) und Gruppenanalyse in Organisationen (Lappassade). Sozialtheorien, die in diesem Zusammenhang zum Zuge kommen, gehören zur interpretativen Soziologie (z. B. Goffman, Mead). Dieses Theoriegebäude ist als Entwurf einer Theorie reflexiver Supervision gegeben und bildet die zentrale Säule einer Theorie der Praxis der Supervision (Praxeologie) mit den Methoden des Fallverstehens, des Verstehens von Konflikten und Prozessen in Gruppen und Teams und einem abgewandelten und kommunikativ akzentuierten Konzept der Institutionsanalyse, wie es von Lappassade in den 1960er Jahren entwickelt wurde (vgl. Lappassade 1981).

Allein die aufgezählten Namen verweisen auf Begründungen, warum es in den letzten Dekaden nicht gelungen ist, eine Handlungstheorie reflexiver Supervision zu entwickeln. Lorenzer, Lappassade, aber auch Oevermann, Bourdieu und Lewin waren trotz ihrer theoretischen Brillanz mehrheitlich Außenseiter im Wissenschaftsbetrieb und galten vor allem den Praktikern als schwer verständliche Theoretiker oder im Fall von Lappassade als Praxeologen. Ihre Beiträge und Ansätze bildeten zwar im Grundsatz ein Theoriebündel reflexiver Sozialwissenschaft, jedoch waren sie als Sozialtheoretiker nicht verknüpft, d.h. forschten und arbeiteten jeweils an eigenen Theorien und Projekten.

Die Arbeit an einer Theorie reflexiver Supervision stagnierte jedoch auch aus anderen Gründen. Dazu sind theoretische, professionsbezogene und gesellschaftliche Faktoren zu nennen, die alle gegenüber dem Theorieprojekt reflexive Supervision eine gewisse Wirkungsmacht entfaltet haben. So wird die gesellschaftliche Entwicklung seit den 1980er Jahren zunächst mit Individualisierung, später in den 1990er Jahren mit Globalisierung beschrieben und auch die Gemeinschaft der Supervisorinnen positionierte sich pragmatisch und strebte ein kollektives Aufstiegsprojekt an (Olk 1986). Supervision als Profession wurde, obwohl aus der Sozialen Arbeit stammend, also von den semiprofessionellen Sozialarbeitern und Sozialpädagogen und ihren Anliegen mitgeprägt, auch für Psychologen, Betriebswirte und Angehörige anderer vollakademischer Berufe attraktiv. Theoretisch wurde die Supervision als reflexive Institution, wie ein Schwerpunktthema der Zeitschrift *Forum Supervision* einmal hieß, vom Strukturfunktionalismus und der Systemtheorie herausgefordert. Im Mittelpunkt stehen hier nicht mehr das professionelle vor allem ärztliche, pädagogische, helfende und pflegende Handeln, sondern Probleme durch mangelnde Systemintegration und die daraus entstehenden Versorgungsprobleme in Organisationen.

Seit den 1980er Jahren haben Organisationsentwicklung und Organisationsberatung für Supervisorinnen und Supervisoren einen enormen Aufschwung bekom-

men. Zwar gibt es noch keine systemische Wende in der Supervision, jedoch bildet das systemische Paradigma in der Verkopplung von gesellschaftlicher Entwicklung, Entwicklung der Profession und Theorieentwicklung eine eigene wirkungsmächtige Strömung innerhalb der Gemeinschaft der Supervision, wobei die Sympathie zum Strukturfunktionalismus und zur Systemtheorie zumeist nicht theoretisch begründet werden kann. Sie erscheint nur vielversprechender im Hinblick auf Lösungen in Organisationen. Ob dieses Versprechen der systemischen Ansätze in der Supervision und Beratung von Organisationen eingelöst werden kann, ist wissenschaftlich noch zu beweisen. Und hier sind Zweifel angebracht.

Die Systemtheorie nach Luhmann (vgl. Luhmann 1984) ist zuallererst einmal eine Beobachtungstheorie, keine Interventionstheorie und keine Beratungstheorie (Scherf 2011, S. 2). In einer Reflexion zum gesellschaftlichen Milieu der Theorie von Luhmann schreibt Christian Siegrist bereits gegen Ende der 1980er Jahre (Siegrist 1989, S. 841), dass es in Luhmanns Systemtheorie nicht um eine Realanalyse der Gesellschaft ginge, sondern um Gewinnung und Ausschematisierung einer generellen Welttheorie, deren Frageimpuls von Kants Kritik der reinen Vernunft bestimmt ist. Luhmann ist kein Theoretiker mit praktischem und erst recht nicht mit interventorischem Bezug. Reden und Tun könnten, so Luhmann, Systeme nicht beeindrucken. Man lässt sie besser in Ruhe. Und sowieso gleicht Intervention dem „Regentanz der Hopi-Indianer“ (vgl. Luhmann 2000, S. 113).

Warum übt dann die Systemtheorie auf die Gemeinschaft der Supervisorinnen und Supervisoren eine so große Faszination aus? Und in einem zweiten Schritt, wenn selbst der Begründer der modernen soziologischen Systemtheorie, Niklas Luhmann in Bezug auf die Dimension der Intervention quasi abwinkt, was können Supervisorinnen und Supervisoren von der Systemtheorie haben? Vielleicht muss zunächst zu Luhmann gesagt werden, dass dieser in den 1980er Jahren u. a. an einem Projekt zur Verwendungsforschung teilgenommen hat, in dem beforscht wurde, wie Organisationen Wissen, welches von außen kommt, antizipieren. Unter anderem behandelt das Buch den Umgang mit wissenschaftlichem Beratungswissen in Organisationen. Hier geht es also um die Frage der Beeinflussung von sozialen Systemen durch Wissen. Damals hat Luhmann die These vertreten, Berater müssten ihr Wissen quasi transformieren, um es für Organisationen konsumierbar zu machen. In dem gleichen Band (vgl. Beck/Bonß 1989) spricht Ulrich Beck eher im Sinne von Max Weber davon, dass in Organisation das von Beratung und Wissenschaft bereitgestellte Wissen in Organisationen eine Neucodierung unterliege, die eine Trivialisierung darstelle. Vor allem ethisches Wissen, normatives Wissen und politische Probleme würden in Organisationen trivialisiert. Organisationen sind demnach keine Körperschaften, in denen man Supervision quasi als praktischen Diskurs im Sinne des Diskursmodells von Habermas umsetzen könnte und auf Vernunft oder Beziehungsklärung hoffen dürfte.

Gleichzeitig haben Organisationen zunehmend rationale und technische Probleme, die, wie Günter Feuerstein (1993) für das Gesundheitswesen beschrieben

hat, im Nebeneinander unterschiedlicher Rationalitätsstrukturen in einer Organisation liegen. Allerdings gehören diese eher zur Systemlehre als zur Systemtheorie. So unterscheidet Feuerstein u.a. Schnittstellen des institutionellen, des organisationellen, des zeitlichen, des konzeptionellen Zusammenhangs. Er beschreibt, dass innerhalb eines Krankenhauses nicht nur unterschiedliche Professionen mit sehr unterschiedlichen Werten, Theorien und Professionswissen zusammenkommen, sondern Abläufe nicht abgestimmt sind und jede Abteilung nur den Blick auf ihre eigenen Binnenstrukturen hat.

Dieses Schnittstellenproblem wird zumeist nur informell kommuniziert, zum Beispiel dass Patientin XY 2 Stunden begleitet in der Röntgenabteilung gelegen hat und welche Patientenbeschwerden es gibt, weil der Chirurg die Eltern eines Kindes anders beraten hat als der Kinderarzt. Es ist ferner zu erwarten, dass Systemprobleme in Organisationen als solche nicht erkannt und, wie Lappassade bemerkte, im Unterleben der Organisation verarbeitet werden. In seiner psychoanalytischen Institutionstheorie entwickelte Georges Lappassade den Satz, dass die rationalen Probleme in Organisationen – Probleme ihrer Strukturentwicklung und Prozessentwicklung – nicht rational, sondern höchst konspirativ verarbeitet werden. Diese Übersetzung von Systemproblemen in den politischen Teil von Organisationen, die Frage der Verwendung von Systemproblemen bei Führungsentscheidungen, Aufstieg, Abstieg und der Verteilung von Ressourcen führt wiederum zurück in den Kontext der reflexiven Supervision, die im Zusammenhang mit Organisationen eher von Kulturen, denn von Systemen spricht bzw. sprechen will. Systeme sind somit ein Bestandteil einer umfassenderen Kultur (vgl. dazu auch Klatetzki 1993).

### **Gegenstand und Fragen reflexiver Supervision in Organisationen**

Das von Feuerstein (1993) beschriebene Schnittstellenproblem ist ein klassisches, rationales und sachliches (System-)Problem von Organisationen. Eine versachlichte Reflexion der Abläufe in einem Krankenhaus, verbunden mit der Bereitschaft, die Rationalität und Arbeitsweise der anderen Einheiten und Elemente jeweils nachzuvollziehen, sowie eine damit einhergehende Neukonzipierung von Rollen und Funktionen sind klassische Gegenstände der Organisationsberatung. Sie sind tendenziell erfolgreich, wenn durch die Beratung weder die Aufbauorganisation berührt ist, noch die Neukonzipierung als Belastung empfunden wird. Die Harmonisierung von Schnittstellen könnte als klassischer Bereich der systemischen Organisationsberatung angesehen werden, wenn diese mit Funktionsbeschreibungen und einer Neukonzipierung von Rollen und Verantwortlichkeiten Prozesse und Abläufe in einer Organisation neu gestaltet. Beratungstheoretisch hätte man es mehr mit einer funktionalen und erfolgsorientierten Beratung zu tun. Weil Organisationen jedoch keine Maschinen sind und Dysfunktionen häufig moralisierend ausgetragen und als individuelles Versagen verstanden werden, spricht vieles dafür, Schnittstellenbera-

tungen durch Supervisoren durchführen zu lassen, allerdings nicht im Sinne eines gruppendynamischen Modells, da dies zu regressionsanfällig wäre.

Schwieriger ist dagegen das Organisationsphänomen zu beraten, welches von Thomas Klatetzki (1993) als Grundspannung moderner Organisationen beschrieben wurde, die Spannung zwischen einem manageriellen Zentrum und einer professionellen Peripherie in Organisationen (Klatetzki 1991). Hier sind nicht Schnittstellenprobleme betroffen, die sich ggf. mit technischer Unterstützung, ein wenig mehr Ressourcen und Umorganisation, mit Neuzuständigkeiten und Standardisierung der Kommunikation lösen lassen, sondern es geht die Grundspannung zwischen einem bürokratisch-monetären und einem normativ-anwaltlich professionellen Handlungstypus, die beide ihre wichtige Berechtigung in einer Organisation haben und immer wieder neu ausgehandelt werden müssen.

In den letzten 20 Jahren ist diese Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie häufig zu Lasten der Professionellen und ihren normativ-anwaltlichen Handlungsformen gegangen. Gerade anwaltliches Eintreten für die Klienten, ethische Haltungen und die Kunst von Anerkennungs- und Beziehungsarbeit können wegen ihres – wie Luhmann/Schorr (1986) es einmal ausgedrückt haben – Technologiedefizits nicht betriebswirtschaftlich und wissenschaftlich erschlossen werden. Sehr deutlich spricht Klatetzki (1991) zwar von einer Balance zwischen Zentrum und Peripherie, aber Beratung und Supervision, die hier platziert sind und diese Balance zwischen Geschäftsführung und Abteilung/Team herstellen helfen wollen, müssen über enorme Übersetzungsfähigkeiten, Triangulationskompetenzen und eigene wissenschaftliche Autorität verfügen, um zwischen professioneller Peripherie und manageriell-politischem Zentrum vermitteln zu können. Supervision und Beratung, die in diesem Feld agieren, werden ohne eine arbeitswissenschaftliche und sozialtheoretische Hintergrundkompetenz schnell an die Grenzen ihrer Kunst stoßen. Sie unterliegen der Gefahr von Beratung/Supervision als trivialisierter Therapie. Es passiert dann das, was Friedrich Glasl (2005) das Personifizieren oder Strukturifizieren von Konflikten genannt hat. Entweder werden anonyme Mächte für die Situation verantwortlich gemacht oder einzelne Sündenböcke. Zentrum-Peripherie-Supervisionen benötigen wechselnde Settings, Diagnosen und Fairness-Kontrakte (z. B. nach dem Just-Community-Modell von L. Kohlberg). Ihr Ziel ist die Entwicklung von Interdependenzbewusstsein in Organisationen (Leuschner).

Noch herausfordernder zeigt sich die Rolle und Aufgabe von Supervision in Organisationen, wenn Probleme politischer Legitimation Bestandteil des Supervisionsprozesses sind. Immer wieder sehen sich Träger, Leitungen und Verantwortliche gezwungen, Funktionen und Aufgaben in eine Organisation zu implementieren, die aus öffentlicher Kritik, also organisationsfremd entstanden sind. So sind in den letzten Jahrzehnten Gleichstellungsbeauftragte, Stabstellen für Ausländer, Notrufstellen für Opfer von Familiengewalt, aber auch Sozialarbeiter und Integrationslehrer in Schulen eingesetzt worden und entstanden. Die Erfahrung, die diese Personen in den Organisationen machen, ist eine andere als die anwaltliche Vertretung

der Bedürfnisse von Klienten und Nutzern gegenüber dem Management. In einer Art „Nahkampf“ um die Frage, ob ein Kind aus einer Schule herausselektiert wird oder integriert werden kann, ob Angelegenheiten, wie Frauenrechte, Rechte von Behinderten und Gewaltopfern, berücksichtigt werden oder Ähnliches, machen diese Akteure in Organisationen oft Bekanntschaft mit dem „Anderen der Institution“ (Steinkamp 1992). In diesen Rollen der Integrationslehrer und -lehrerinnen, der Gleichstellungsbeauftragten und ähnlicher Funktionen geht es darum, überhaupt sprachfähig zu bleiben und der Desymbolisierung von Erfahrungen (Lorenzer) und der Trivialisierung von wissenschaftlichem Wissen (Beck) zu widerstehen. Im Sinne einer Neukonzipierung des Modells von Lappassade hat 2005 Christian Vogel hierzu eine Dissertation vorgelegt (vgl. Vogel 2005).

### Die Frage nach der gesellschafts- und sozialtheoretischen Fundierung von Supervision

Die Suche nach einer gesellschaftstheoretischen Fundierung von Supervision und Beratung unterliegt einer Doppelstruktur. Zum einen stellt die gesellschafts- und sozialtheoretische Fundierung ein normatives Gerüst für das professionelle Handeln dar. Zum anderen benötigen Professionen dieses normative Gerüst, um ihre soziale Position zu legitimieren (Olk 1986). Diese Doppelstruktur spielt in die Bemühungen um eine sozialtheoretische Fundierung von Supervision und Beratung mit hinein, denn diese verläuft in Konjunkturen. So ist zum ersten Mal in der kurzen Geschichte der Supervision in Deutschland die Frage nach der sozialtheoretischen Fundierung von Karlheinz Geißler (1988) aufgeworfen worden, der im Rahmen einer Tagung 1988 in der Akademie für Jugendfragen gesprochen hat. Dieser Vortrag hat so heftige Verunsicherungen ausgelöst, dass eine Debatte über den Standort von Supervision gefordert wurde. Geißlers Gegenstand war die Krise der Modernität und die wissenschaftliche Diskussion über die Postmoderne. Supervision sei ein Produkt jener Entwicklungen, die mit dem Begriff der Postmoderne etikettiert werden. Sie sei ein Produkt, das die postmodernen Strömungen verstärke. Sie befördere den Tod der großen Erzählungen, den postmodernen Individualismus und die Ausbreitung der ökonomisch-technischen Logik und profitiere noch davon. Die Resonanz auf den Vortrag von Geißler war heftig und mündete in der Forderung nach einer theoretischen Standortbestimmung von Supervision. Jedoch ist bis heute offen, wie Supervision als Institution und Profession sich zur Aufklärung und zur Vernunft stellt. Eine zweite Konjunktur ist das Verhältnis von Supervision und der Zukunft der Arbeit. Hier ersetzen Konzepte wie das Konzept Arbeitskraftunternehmer die (arbeits-) wissenschaftliche Fundierung und fügen sich stattdessen in populäre Diskurse ein, ohne hinter den Strömungen liegende Interessen wie die Neukomponierung der Arbeitswelt und die ungesicherte Situation der neuen Arbeitskraftunternehmer zu benennen.

Die bisherigen Ausführungen haben theoretische Fragen und Forschungslinien, wie z. B. den frühen Ansatz der Universität Kassel, aufgezeigt. Drei Profile von Organisationsberatung unter dem Dach der reflexiven Supervision sind beschrieben worden. Von Forschungsseite spricht vieles dafür, die alten Fäden der Forschung von Eicke und Lorenzer wieder aufzunehmen, vor allem dort wo Supervision in Organisationen mit Legitimationsproblemen befasst ist. Gleichzeitig ist ein Theorieprojekt für die Supervision heute in der komfortablen Lage, sich auf eine Reihe von international anerkannten Ansätzen stützen zu können, deren Wirkungsmacht ebenso wie die Wirkungsmacht der Systemtheorie hoch eingeschätzt werden kann.

### Literatur

- Beck, U./Bonß, W. (Hg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung. Frankfurt am Main.
- Feuerstein, G. (1993): Versorgungsqualität durch Systemintegration. In: Bandura, B./Feuerstein G. (Hg.): System Krankenhaus, Weinheim/München, S. 41-67.
- Gaertner, A. (1995): Gruppensupervision. Tübingen.
- Geißler, K. (1988): Supervision in der Moderne – moderne Supervision. In: Supervision. Materialien für berufsbezogene Beratung in sozialen, pädagogischen und therapeutischen Arbeitsfeldern. Heft 14, Dez. 1988, S. 4-22. Reprint, Frankfurt am Main 1992.
- Glasl, F. (2005): Ethische Konflikte im Gesundheitswesen. In: Forum Supervision, Heft 26, S. 5-24.
- Honneth, A. (1992): Der Kampf um Anerkennung, Frankfurt am Main.
- Lappassade, G. (1981): Der Landvermesser oder die Reform der Universität findet nicht statt, Frankfurt am Main.
- Leuschner, G./Weigand, W. (2011): Wege zur Professionalisierung. Über die Anfänge der Supervision in Deutschland. In: Forum Supervision, Heft 37, S. 38-57.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme, Frankfurt am Main.
- Luhmann, N./Schorr, E. (1986) (Hg.): Zwischen Intransparenz und Verstehen. Fragen an die Pädagogik, Frankfurt am Main.
- Luhmann, N. (2000): Die Politik der Gesellschaft, hg. von Kieserling, A., Frankfurt a. Main.
- Klatetzki, Th. (1993): Wissen, was man tut. Bielefeld.
- Mollenhauer, K. (1965): Das pädagogische Phänomen Beratung. In: Mollenhauer, K./Müller C.W.: Führung und Beratung in pädagogischer Sicht. Heidelberg, S. 25-50.
- Olk, Th. (1986): Abschied vom Experten, Weinheim.
- Rappe-Giesecke, K. (2000): Vorwärts zu den Wurzeln. Balintarbeit aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht. In: Balint, Heft 1, Stuttgart New York, S. 36-42.
- Scherf, M. (2011): Organisationsberatung als soziale Form. In: Haubl, R./Möller, H./Schiersmann, Ch. (Hg.): Positionen. Beiträge zur Beratung in der Arbeitswelt, Heft 2, S. 2-8.
- Siegrist, Ch. (1989) Das gesellschaftliche Milieu der Luhmannschen Theorie. In: Das Argument 178, Berlin, Jg. 31, Heft 6, S. 837-854.
- Steinkamp, H. (1992): Das Andere der Institution. Zum Phänomen und Begriff der Institution bei C. Castoriadis. In: Wege zum Menschen, Heft 4, Göttingen, S. 179-187.
- Strömbach, R./Voigt, A. (2011): Toleranz, Wertschätzung und innere Unabhängigkeit. In: Forum Supervision, Heft 37, S. 33-37.
- Tausch, R./Tausch, A. (1978): Erziehungspsychologie, Göttingen.



Vogel, Ch. (2005): Schulsozialarbeit, Wiesbaden.

Wittenberger, G. (2011): Aspekte zur Geschichte der Supervision. In: Wittenberger, G./Zimmer-Leinfelder, I.: Supervision und ihre Methoden. Bielefeld, S. 9-58.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Katharina Gröning, Freiligrath Straße 10, 44791 Bochum.

## Stichworte zur Supervision

*Inge Zimmer-Leinfelder*

### **Abstinenz – ein psychoanalytisches Konzept in seiner Bedeutung für Supervision<sup>1</sup>**

Die Psychoanalyse bietet mit dem Konzept von Übertragung/Gegenübertragung, Widerstand, neurotischem Konflikt und dem Ansatz des „Szenischen Verstehens“ tiefenhermeneutische Instrumente und Blickrichtungen zum Verstehen psychischer Konflikte und menschlicher Interaktionen.

Die Neuinszenierung früher Erfahrungen in einer aktuellen therapeutischen Beziehung nannte Freud Übertragung. Der Patient drückt szenisch etwas aus, das er sprachlich nicht ausdrücken kann, da der agierte Konflikt nicht bewusst ist. Ziel der Analyse ist das Verstehen des unbewussten alten Konflikts, der sich in der Übertragungsbeziehung inszeniert. Macht man sich bewusst, dass es somit in der Psychoanalyse um das Nachvollziehen von unbewussten schmerzhaften, schambesetzten, ängstigenden Erfahrungen geht, die sich nicht durch inhaltliche Berichte und kognitive Analysen erschließen, ist nachvollziehbar, dass eine Psychoanalyse ein besonderes Setting und eine besondere Therapeutenhaltung erfordert, die es ermöglichen, unbewusstes „Material“ zu entfalten. Und bedenkt man, dass die oft heftigen Gefühle von PatientInnen ebenso heftige innere Reaktionen beim Analytiker hervorrufen können, kann man Freuds Sorge nachvollziehen, dass therapeutische Verstrickungen den Therapieerfolg gefährden könnten.

Das Ziel psychoanalytischer Therapie im Blick (den unbewussten Inszenierungen der Patienten Raum zu geben, um durch deren Analyse einen Zugang zu ihren psychischen Konflikten zu erhalten) und im Wissen um die Gefahr, sich (etwa durch die oft heftigen Liebeswünsche von damals als hysterisch diagnostizierten Patientinnen) verstricken zu lassen, setzte Freud die sog. Abstinenz-Regel als Instrument der Kontrolle und des Schutzes für Patientinnen und Analytiker entgegen. Gemeint war damit die strikte Nichterfüllung von in der Analyse inszenierten Patientenwünschen und der Verzicht auf die Erfüllung eigener Bedürfnisse des Therapeuten, der Therapeutin, im Interesse der Therapieziele.

Diese Regel wurde, auch auf dem Hintergrund der naturwissenschaftlichen Sozialisation Freuds, mit der Vorstellung verbunden, der Therapeut wirke im Therapieprozess wie ein Spiegel, der selbst neutral sein müsse, und in dem sich der Patient, die Patientin objektiv betrachten könne. Die Aufrechterhaltung von Wünschen

<sup>1</sup> Große Teile des Textes sind entnommen aus: Inge Zimmer-Leinfelder „Die supervisorische Haltung“, in Supervision und ihre Methoden (G.Wittenberger und I.Zimmer-Leinfelder, Studienbrief der Universität Bielefeld)

und Sehnsüchten auf Patientenseite wurde von Freud als notwendige Triebfeder für den therapeutischen Prozess gesehen (Freud 1915, 1919).

Abstinenz im ursprünglichen Sinne kann also verstanden werden als Grundsatz, nach dem PatientInnen in der Behandlung „die geringst mögliche Ersatzbefriedigung“ für ihre Symptome finden (Laplanche/Pontalis 1972). Die Abstinenzregel, in Verbindung mit der Anforderung an ein wissenschaftliches Vorgehen in der Analyse, führte in der Folge im Verständnis vieler Analytiker zu der Annahme, sie müssten sich jeder emotionalen Reaktion enthalten, dürften auf keinerlei Wünsche eingehen, keine Fragen beantworten, nichts von sich erzählen. So entstand zeitweise ein strenger Verhaltenskodex, der eine sterile und nicht besonders triebfreundliche Atmosphäre schuf und damit ungewollt Einfluss auf die Entfaltungsmöglichkeiten des unbewussten Materials nahm. Der Anspruch, die Patientenübertragungen nicht durch eigene Reaktionen zu stören, keinen manipulativen Einfluss auf den Therapieverlauf zu nehmen, konnte so paradoxerweise nicht eingelöst werden, da gerade der Versuch, neutral und abstinenz in diesem strengen Sinn zu bleiben, Einfluss auf Fühlen und Handeln der Patienten nahm.

In den letzten Jahren hat sich ein anderes Verständnis vom Übertragungs-/Gegenübertragungsgeschehen und damit auch von Abstinenz in der Psychoanalyse durchgesetzt (Bettighofer 2004). Inzwischen ist es relativ unumstritten, dass in der Beziehung zwischen PatientIn und AnalytikerIn bewusste und unbewusste Interaktionen stattfinden, für deren Gestaltung die Person des Analytikers, der Analytikerin von Bedeutung ist und in denen immer auch subjektive Beeinflussung stattfindet. Argelander weist in seiner Auseinandersetzung mit dem Erstinterview in der Psychoanalyse (Argelander 2009) darauf hin, dass Gesprächssituationen mit einem Patienten und verschiedenen Interviewern völlig unterschiedlich verlaufen, trotz gleicher Konzepte und Techniken. Jeder Analytiker regt andere Übertragungsbereitschaften an, so dass sich jeweils ganz eigene Interaktionsmuster inszenieren.

Das heißt, es ist nicht möglich (und auch nicht wünschenswert), den „subjektiven Faktor“ auszuschließen. Vielmehr kommt es darauf an, im Sinne des szenischen Verstehens (Lorenzer 1970) die gesamte Interaktion mit den eigenen Anteilen analysierend in den Blick zu nehmen, den eigenen Einfluss, die eigenen Reaktionen auf die Patienten wahrzunehmen und zum Verstehen der gesamten Interaktion und der Konflikte des Patienten/der Patientin zu nutzen. Neutralität ist weder in einer alltäglichen Interaktion noch in einer therapeutischen Beziehung möglich. Daher kann es nur darum gehen, „dass wir uns i.S. einer therapeutischen Ethik unserer großen Verantwortung für den Verlauf des Prozesses bewusst sind und mithilfe einer permanenten engagierten Selbstreflexion (Mitchell 1997) unser Bewusstsein für das unvermeidliche Involviertsein im therapeutischen Prozess schärfen und als Grundlage für eine Reflexion des gemeinsamen therapeutischen Handlungsdialogs nehmen.“ (Bettighofer 2010, S.72)

Diese neue Sichtweise ermöglicht es nicht mehr, sich zu distanzieren, indem man die Reaktionen der Patienten ausschließlich auf dem Hintergrund ihrer bio-

grafischen Erfahrungen deutet. Man hat es vielmehr mit einer erhöhten Komplexität zu tun, wenn man bedenkt, dass Patient und Analytiker gleichermaßen zur Gestaltung der jeweils aktivierten Übertragung beitragen. Der Einfluss des Analytikers, der Analytikerin muss also nicht vermieden, sondern ernst genommen und systematisch untersucht werden, um ihn für die Patienten nutzbar zu machen (Ermann 1992) Abstinenz ist so nicht mehr zu verstehen als eine strenge Verhaltensregel, sondern als eine Haltung, die es erlaubt, das eigene Verhalten situativ an den Notwendigkeiten konkreter Therapieszenen zu orientieren und die Interaktion im Anschluss zu analysieren. Dabei ist es wichtig, dass der Analytiker/die Analytikerin im Sinne einer „Holding- und Containing-Funktion“ (Winnicott 1960) durch die Wahrung des Settings und die empathische Verfügbarkeit ausreichend Sicherheit gibt, um das Inszenieren innerhalb der gesetzten Grenzen und den anschließenden Analyseprozess zu ermöglichen.

### Abstinenz in der Supervision

Supervision als eine arbeitsbezogene focussierte Beratungsform und Psychoanalyse als therapeutische Behandlung unterscheiden sich in Setting, Kontrakt, Inhalten und Zielen deutlich voneinander. Das bedeutet auch ein unterschiedliches Rollenverständnis mit entsprechender Haltung. Gemeinsam ist beiden jedoch die Grundannahme menschlicher Konflikthaftigkeit, die Annahme unbewusster Prozesse, die Suche nach Verstehen und die Notwendigkeit eines Arbeitsbündnisses, das die Entfaltung schwieriger, konflikthafter, heikler, peinlicher, auch intimer Themen ermöglicht.

Beide sind angewiesen auf die Entwicklung einer tragfähigen, ehrlichen Beziehung zwischen erwachsenen Personen, die sich wechselseitig respektieren und gleichzeitig im Rahmen eines Kontrakts ein Beziehungsgefälle akzeptieren. Dies wird auch übergreifend als die Kunst professioneller Beziehungsgestaltung beschrieben, „die einerseits im Vermeiden einer Gegenseitigkeitsbeziehung besteht, andererseits im Ausbalancieren von Elementen der Gegenseitigkeit (wie Honorierung und Kontrakt) zur Sicherung der Autonomie der Klienten nötig ist.“ (Lehmenkühler-Leuschner 1993, S.26)

Abgrenzend von Therapie focussiert Supervision als Aufklärungs- Bildungs- und Entwicklungsprozess die Klärung beruflicher Konflikte. Das heißt, ihr Anliegen ist nicht die umfassende Bearbeitung psychischer Konflikte, sondern das Verstehen innerer und äußerer Konflikte an den Nahtstellen zwischen Person, Rolle, Institution und Gesellschaft. Dabei können durchaus persönliche Themen eine Rolle spielen, aber Focus bleibt der berufliche Kontext, „alles wird durch das Nadelöhr der beruflichen Situation gezogen“ Gerhard Wittenberger, mündlich).

In der analytischen Therapie ist die Entwicklung einer Übertragungsneurose und eine damit einhergehende Regression des Patienten ein wesentlicher und angestrebter Bestandteil des therapeutischen Prozesses. Daher werden Bedingungen

gewählt (Abstinenzregel des Analytikers, Liegen des Analysanden u.ä.), die eine solche Übertragungsbeziehung fördern (Zimmer/Wittenberger 1988). Das Setting in der Supervision (Gegenübersitzen, begrenzte Anzahl von Sitzungen, thematischer Focus, die Analyse von Strukturen u.s.w.) fördert eher die reale Arbeitsbeziehung und erschwert Regression und die Entwicklung einer Übertragung. Aber auch in der Supervision geht es um das Verstehen von bewussten und unbewussten Interaktionsprozessen, und auch in der Supervision spiegeln sich in der aktuellen Beziehungsdynamik zwischen SupervisorIn und SupervisandIn alte Interaktionsmuster und Konflikte aus den Arbeitsbeziehungen der SupervisandInnen. Und auch in der Supervision sind Supervisand und Supervisandin auf die Einhaltung eines sicherheitsgebenden Settings angewiesen, um sich auf unsichere Inhalte einlassen zu können.

Abstinenz als Bestandteil der supervisorischen Haltung ist nicht zu verstehen als konkrete Verhaltensregel oder als Verbot. Sie fordert keine Neutralität oder emotionale Kargheit. Die Supervisionsbeziehung ist eine lebendige Arbeitsbeziehung, in der beide Beziehungspartner im Rahmen ihrer Rollen und des vereinbarten Settings aufeinander reagieren. Abstinenz bedeutet, dass die Blickrichtung und damit auch die Interventionsrichtung der Supervisand, die Supervisandin und deren im Kontrakt vereinbarte berufliche Fragestellungen sind. Supervisorische Interventionen orientieren sich nicht an den Bedürfnissen des Supervisors, der Supervisorin, sondern an dem Interesse, den Supervisanden, die Supervisandin in ihrem beruflichen Handeln zu verstehen. So kann es sich durchaus als hilfreich erweisen, wenn der Supervisor eine eigene Erfahrung erzählt, um damit der Supervisandin einen Verstehenszugang zu ihren Themen zu ermöglichen. Die gleiche Szene, erzählt um eigene Bedürfnisse zu befriedigen (etwa um Nähe herzustellen, eigene Fähigkeiten darzustellen, die Supervisandin zur Klärung eigener Fragen zu nutzen), bekäme im Rahmen dieses Abstinenzverständnisses eine völlig andere Bedeutung. Abstinenz in diesem Sinn heißt nicht, Fragen, Wünsche, Interessen von SupervisandInnen unbedingt zurück zu weisen, aber es heißt, sie zu hinterfragen, ihre Bedeutung im supervisorischen Kontext verstehen zu wollen.

Supervision stellt eine Beziehungssituation dar, die sich von Alltagssituationen unterscheidet. Kommt ein Bekannter wiederholt zu spät zur Verabredung, setzt er sich auf meinen Platz, duzt er mich, obwohl wir uns kaum kennen, kommt er mir näher als es mir angenehm ist, überschüttet er mich mit einem Redeschwall, kann dies ärgerlich, beunruhigend, kränkend, peinlich, unangenehm sein, und ich reagiere emotional und ziehe mögliche Konsequenzen. Kommt ein Supervisand wiederholt zu spät zur Sitzung, kann dies auch beunruhigen oder ärgern. Die eigentliche Frage ist aber: Warum macht er das? Was passiert da zwischen uns beiden? Wie kann man diese Szene, durchaus unter Einbeziehung der eigenen Gefühle und Reaktionen, nutzen, um etwas von ihm und seinen beruflichen Problemen zu verstehen?

Dieses Verständnis von Abstinenz muss nicht verhindern, dass der Supervisor, die Supervisorin aktiv die reale Szene mitgestalten, Situationen strukturieren, im

Hier und Jetzt der aktuellen Situation auch spontan mit eigenen Gefühlen reagieren, aber es bleibt immer klar, dass es um das Verstehen der SupervisandInnen im beruflichen Kontext geht. Die Interaktionsbeteiligung des Supervisors, der Supervisorin ist bedeutsam und wird miteinbezogen, mit dem Ziel, das Verstehen der aktuellen Beziehungsdynamik zu nutzen, um etwas vom Supervisanden, von der Supervisandin zu verstehen.

Das Interesse des Supervisanden/der Supervisandin an der Person der Supervisorin/des Supervisors, die Frage etwa, wie der Urlaub war, ob er oder sie Kinder hat, der Wunsch, ihn oder sie zu duzen, die Begutachtung der Bilder an der Wand und der Bücher im Regal, die Betrachtung des Raumes, alles ist wichtig in seiner Bedeutung für den Supervisanden, die Supervisandin. Was erhofft er sich davon, den Supervisor zu duzen, welche Bedeutung hat es für sie, ob die Supervisorin Mutter ist? Das schließt nicht aus, dass auch Fragen beantwortet werden, aber die Antworten bewirken nicht, dass das Gespräch sich dann um den Supervisor, die Supervisorin dreht, sondern dass die Bedeutung, die Merkmale und Reaktionen des Supervisors, der Supervisorin für den Supervisanden haben, verstanden werden können. Dabei ist es hilfreich, wenn sich SupervisorInnen ihrer eigenen „Besonderheiten“ bewusst sind, einen Zugang zu eigenen affektiven Reaktionen haben und aufmerksam wahrnehmen, wie SupervisandInnen auf ihre Person und ihre Interventionen reagieren.

Wenn es gelingt, auch unangenehme oder besonders schöne Situationen und irritierende eigene Reaktionen neugierig in den Blick zu nehmen, notwendige kritische, konfrontierende Interventionen nicht zu vermeiden, die aktuellen Interaktionen auch mit den eigenen Reaktionen zu reflektieren – immer mit dem Ziel, dem Supervisanden, der Supervisandin Verstehenszugänge zu den thematisierten beruflichen Konflikten zu ermöglichen, hat die Abstinenz ihren Beitrag geleistet. „Ein Teil der spezifischen Verantwortung in der Supervision, gleich in welchem Setting, besteht jedenfalls darin, persönliche, in erster Linie narzisstische Gratifikationen zurückzustellen und den unbewussten, mehr oder minder reflektierten oder agierten negativen (feindlichen, vereinnahmenden, verachtenden, vernichtenden) Fantasien und Affekten ebenso Beachtung zu schenken wie den positiven (verehrenden, liebenden, freundlichen...)“ (Wiese 2003, S. 42)

Die Begrenzung des eigenen Handelns, die permanente Reflexion der supervisorischen Beziehung, das Aushalten der Einsamkeit in der Rolle, schützt einen sicherheitsgebenden Rahmen, innerhalb dessen es SupervisandInnen möglich ist, sich auf ihre Gefühle und Fantasien im Kontext ihrer beruflichen Konflikte einzulassen.

## Literatur

- Argelander, H. (2009): Das Erstinterview in der Psychotherapie. Darmstadt 8. Auflage.
- Bettighofer, S. (2010): Übertragung und Gegenübertragung im therapeutischen Prozess. 4. überarbeitete Auflage Stuttgart.
- Ermann, R. (1992): Die sogenannte Realbeziehung. Forum Psychoanal. 8.
- Freud, S. (1915): Bemerkungen zur Übertragungslehre. GW X.
- Freud, S. (1919): Wege der psychoanalytischen Therapie. GW XII.
- Laplanche, J./Pontalis, J.B. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse. Band 1, Frankfurt am Main.
- Lehmenkühler-Leuschner, A. (1993): Professionelles Handeln und Supervision. In: Forum Supervision, Heft 2, S. 8-35.
- Lorenzer, A. (2006): Szenisches Verstehen, hg. von Prokop, U., Marburg.
- Wiese, B. (2003): Autorität, Verantwortung und das Arbeitsbündnis in der Supervision. In: Forum Supervision, Heft 21, S. 30-42
- Winnicott, D.W. (1984): Ich-Verzerrung in Form des wahren und des falschen Selbst (1960). In: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, Frankfurt am Main.
- Zimmer, I./Wittenberger, G. (1988): Introspektion und Gegenübertragung als diagnostische Mittel in der Supervision. In: Diagnose und Intervention, Aachen 1988.

Anschrift der Autorin:

Inge Zimmer-Leinfelder, Steubenstraße 34a, 65189 Wiesbaden

## Randbemerkungen

### Ehrliche Arbeit

Nicht Deutschland schafft sich ab, – kann ein Land ja gar nicht. Eine solche Formulierung wird beim Schulaufsatz als grammatikalischer Fehler bewertet, können nämlich nur Menschen, sich abschaffen. Und dann stellt sich die Frage, welche sind gemeint, und welche werden ausgeschlossen von der Anerkennung, sich abschaffen zu müssen oder abgeschafft zu haben, oder darüber zu schwadronieren. Also nicht Deutschland, sondern Menschen in anspruchsvollen und schlecht bezahlten Berufen, unter ihnen ein großer Teil MigrantInnen, schaffen sich ab.

Ich spreche zum Beispiel von Alten- und KrankenpflegerInnen, die in ambulanten und stationären Einrichtungen, von Menschen, die mit schwerst Mehrfachbehinderten oder psychisch Kranken, von SozialarbeiterInnen, die mit Drogenabhängigen, von Streetworkern, die mit Menschen, die durch die Maschen des Sozialen Netzes zu fallen drohen oder bereits gefallen sind, arbeiten. Ihre Arbeit erfährt zunehmend weniger Wertschätzung, da die Spanne, wie sie für ihre Arbeit bezahlt werden und wie andere Berufsgruppen, zum Beispiel Manager, immer größer wird, ihre Vorgesetzten sich hauptsächlich mit Akquise und Dokumentation beschäftigen (müssen), Kontrollorgane fragwürdige Kriterien zur Bewertung ihrer Arbeit benutzen und Zielvereinbarungen treffen, die sie irgendwo im Profitbereich abgekupfert haben, und die dort schon schlecht gepasst haben.

Die Qualität ihrer Arbeit wird zunehmend verschwiegen, indem ihre Freunde und Angehörigen ihnen nicht mehr zuhören mögen, oder sie auch deshalb schon lange nichts mehr über ihre Erfahrungen erzählen, die Einrichtungen, in denen sie arbeiten, zu funktionalen Ghettos verkommen, für die sich Medien nur dann interessieren, wenn es über Missstände zu berichten gilt, die in der Regel durch schlechte Arbeitsbedingungen provoziert wurden, oder, besser noch, über Verbrechen. Ich spreche auch deshalb von einer anspruchsvollen Tätigkeit, weil diese Profis viel aushalten, Leid und Elend ertragen müssen, ihr Erfolg nicht zum Zahlenspiel gemacht werden kann, sie ihr Klientel da abholen, wo diese sind, es nicht mit fragwürdigen Versprechungen oder satten Gewinnen locken können. Diese Realität lässt sich nicht über Verpackung beschönigen, sie tritt sozusagen nackt auf. Es geht um Tatsachen, die verleugnet, überdeckt, verschwiegen werden: Gebrechlichkeit, Desorientierung, Verwirrtheit, Verwahrlosung, Verwundung, Sucht, Ohnmacht.

Die Leiterin eines Altenpflegeheims erstellt eine Biografiedoku für eine alte Frau in ihrer Einrichtung. Da diese unter Demenz leidet, keine Angehörigen mehr hat und auch keine schriftlichen Unterlagen existieren, fragt sie die Mitarbeiterin des Medizinischen Dienstes (MDK) um Rat. Diese rät ihr, eine Biografie zu erfinden und diese in die Doku einzufügen, um einer schlechten Bewertung (Note) zu entgehen.

Die Erzieherin berichtet einem Vater, dass dessen vierjähriger Sohn immer wieder die Möglichkeiten und Grenzen seines Handelns in der Kindertagesstätte austes-

tet, nicht selten in Gewaltattacken, und fordert ihn auf, sich für das Auseinander-setzungsbegehren seines Sohnes zur Verfügung zu stellen. Der Vater lehnt dies mit der Begründung ab, er habe nur am Wochenende Zeit für seine Kinder, und dann will er Spaß mit ihnen haben – und zwar ausschließlich.

Die Mitarbeiterin in einer Einrichtung für schwerst mehrfach behinderte Menschen geht mit einem zufriedenen Gefühl nach Hause, weil sie den Anflug eines Lächelns im Gesicht einer ihrer Klientinnen entdeckt hat, denn diese kann weder sprechen noch auf andere Weise ihre Bedürfnisse ausdrücken. Am nächsten Morgen entgeht sie bei einem anderen Klienten auf Grund ihrer langjährigen Erfahrung und genauen Beobachtung nur knapp einem Schlag ins Gesicht.

Ein Student pflegt eine Frau, die seit Jahren an Multipler Sklerose leidet. Die beschäftigende Einrichtung erwartet von ihm, dass er ihr Arme und Beine ersetzt, dabei alles unterlässt, was mit eigenen Bedürfnissen und eigener Einstellung zusammen hängt. Nach dem Dienst begleitet ihn oft das Gefühl, er müsse sich, seine eigene Identität wieder finden.

Warum erzähle ich Ihnen diese Szenen? Der eine, banal klingende Grund ist der, einer zunehmenden Ghettoisierung in diesen Einrichtungen entgegen zu wirken. Ein weiterer: Wir möchten nur noch Erfolgsgeschichten hören, mehr noch, wir stehen zunehmend unter Druck, nur noch Erfolge zu produzieren. Dabei erweisen sich diese oft nur deshalb als solche, weil die Messkriterien vorher manipuliert wurden. Dies führt unweigerlich zu einer Umdeutung oder Verleugnung von Realität. Gelingt diese nicht, bricht diese irgendwann mit Macht durch, handelt es sich dabei entweder um tatsächliche Katastrophen, oder sie müssen, quasi als Erfolgsgeschichte des Katastrophalen, medial so dargeboten werden. (Wie viele sog. Jahrhunderthochwasser hatten wir schon in diesem, bzw. kommen noch auf uns zu?)

Um es mit Mario Erdheim zu sagen, produzieren wir gesellschaftlich Unbewusstes, oder als übliche Katastrophenmeldung ausgedrückt, schlittern wir immer mehr in großem Stil auf eine Art gesellschaftlicher Demenz zu, indem wir aus unserer vertrauten Umgebung und den gewohnten Mechanismen gerissen werden, oder unverarbeitete Traumata plötzlich in verzerrter Form ins Bewusstsein dringen und auf ein Ausagieren drängen. Wir nehmen nur noch wahr, was uns opportun erscheint, und bewerten es so, wie es ins Schema passt. Schließlich erzähle ich diese Beispiele auch deshalb, weil Supervisorinnen und Supervisoren in diesen Feldern arbeiten und auch unter dem Erfolgsdruck stehen, für zufriedene Kunden zu sorgen und die gestellten Supervisionsziele, wie unrealistisch sie auch seien, zu erreichen.

Der Vorteil kurzer Supervisionsprozesse scheint übrigens nicht selten darin zu liegen, vorschnelle Empfehlungen oder Verhaltensübungen statt Reflexion seien angebracht. Und wenn das nicht verarbeitete Symptom nach einiger Zeit wieder hoch kommt, betätigen wir uns längst an einer anderen Baustelle.

RoMa

## Rezensionen

**Alberto Gimeno, Gemma Baulenas, Joan Coma-Cros: Familienunternehmen führen – Komplexität managen. Mentale Modelle und praktische Lösungen, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2010, 189 Seiten, 34,95 EUR.**

Wer in Supervisions- oder Coachingprozessen mit Fragen der Unternehmensführung von (inhabergeführten) Familienunternehmen zu tun hat, wird Erfahrungen gemacht haben, dass es immer wieder Verwicklungen und Problemstellungen gibt, die sich aus den verschiedenen Logiken des Systems Familie und des Systems Unternehmen ergeben. Der Beitrag von Gimeno, Baulenas und Coma-Cros greift genau diese Erfahrung auf und thematisiert sie unter dem Oberbegriff „Komplexität“. Bereits der Buchtitel zeigt diese Denkrichtung deutlich an: Es geht bei der Führung von Familienunternehmen um das Management von Komplexität, die aus der Steuerung eines paradoxen Doppelsystems entsteht.

Zwei ausgewiesene Kenner der Materie konnten für die Vorworte des Buches gewonnen werden: Prof. Arist von Schlippe (Lehrstuhl Führung und Dynamik von Familienunternehmen der Universität Witten-Herdecke) ist verantwortlich für das Vorwort der deutschen Ausgabe. Er beschreibt die Doppelgesichtigkeit von Familienunternehmen anhand der Stichworte Ressource und Belastung und macht bereits einige Vorschläge zum Umgang mit der dadurch erfahrbaren Komplexität. Prof. Ivan Lansberg (Lecturer and Academic Director of Family Enterprise Executive Program der Kellogg School of Management) macht im allgemeinen Vorwort darauf aufmerksam, dass Komplexität „als verbindender Parameter vieler verschiedener familien- und unternehmensspezifischer Aspekte (...) von großer konzeptioneller Nützlichkeit“ (20) sei und verweist auf die Bedeutung der Beiträge spanischer Forschungen zum Thema Unternehmensführung. So stützen sich die Thesen und Vorschläge dieses Buches auf die Analyse von mehr als 1200 spanischen Unternehmen und auf eine intensive Zusammenarbeit mit spanischen Business School ESADE.

Kapitel 1 führt die Leserschaft in knapper Form, aber informativ in die Geschichte der Familienunternehmensführung ein und unterscheidet grob fünf verschiedene Perspektiven (Ansätze), mit denen auf Familienunternehmen gesehen werden kann und welche Herangehensweisen jeweils damit verbunden sein können: „Problemfall“ Familienunternehmen – Nachfolgeplanung – Familienverfassung – Governance – Kommunikation in der Familie. Alle Ansätze haben neben einigen Hauptvorteilen immer auch einige Nachteile, kein Ansatz reicht alleine für eine Familienunternehmensführung aus. Der gut nachvollziehbare Text wird durch Modellgrafiken und zusammenfassende Abbildungen anschaulich ergänzt.

Kapitel 2 beschreibt den Ansatz des Autorenteam, das sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Formel zur Führung von Familienunternehmen zu entwickeln. Die Formel soll Unterschiede in Familienunternehmen verdeutlichen und den Wandel, den die Unternehmen im Zeitverlauf machen, aufgreifen. Der Grundgedanke der Formel ist, das Unternehmen auf Herausforderungen vorzubereiten, die mit hoher

Wahrscheinlichkeit auftauchen werden: „Die Formel beschreibt, wie Unternehmen und Familie mit der Zeit immer komplexer werden, da in beiden Systemen immer mehr unvorhersagbare Vorkommnisse zu erwarten sind. Diese Vorkommnisse sind im Voraus nicht zu bestimmen, sie sind aber die Folge wachsender Komplexität.“ (43f), d.h. es geht dabei nicht um detailgenaue Lösungen für jedes Problem und jede Situation. Vielmehr stützt sich die Formel auf den Ansatz der Komplexitätstheorie mit den Konzepten „Komplexität“, „Struktur“ und „Stabilität“ und auf die Stärkung der Beziehungen zwischen Unternehmen und Familie, damit flexibel auf kommende Ereignisse reagiert werden kann.

Die Formel: (Komplexität der Familie + Komplexität des Unternehmens) – Strukturentwicklung  $\equiv$  strukturelles Risiko ( $\equiv$  ist das mathematische Zeichen für kongruent oder identisch)

Ziel der Verwendung dieser Formel ist die Verringerung des „strukturellen Risikos“. Die einzelnen Formelkomponenten und die damit verbundenen Steuerungsmöglichkeiten werden im weiteren Verlauf (Seiten 48-81) ausführlich dargestellt, mit Fallbeispielen ergänzt und durch zahlreiche Abbildungen illustriert und sind interessant zu lesen.

Kapitel 3 setzt sich zur Aufgabe, aus der Auswertung der 1200 analysierten Familienunternehmen verschiedene Modelle (Typologie) zu skizzieren, um damit das (eigene) Familienunternehmen besser einzuschätzen und zu verstehen. Vorgestellt werden: Modell Kapitän – Modell Patriarch – Modell Familienteam – Modell Professionelle Familie – Modell Körperschaft. Ein weiteres Modell (Familieninvestitionsgruppe) konnte identifiziert werden, aber ohne dafür quantitative Daten zur Verfügung zu haben. Die Zuordnung zu den einzelnen Modellen erfolgt über eine Komplexitätsmatrix (84), die einzelnen Modelle verfügen über differenzierende Merkmale (Komplexitätsprofile, Lebenszykluskurven) und werden im Weiteren beschrieben und dahinterliegende mentale Modelle und Strukturen analysiert (86-103).

Kapitel 4 greift die Modellstruktur des vorigen Kapitels auf und beschäftigt sich mit der Frage, wie denn die Führung des Familienunternehmens in Abhängigkeit vom identifizierten Modell erfolgen kann. Dabei soll vor allem der Einfluss der mentalen Modelle auf die Entwicklung, insbesondere die Strukturentwicklung des Familienunternehmens bewusst gemacht werden. Das Erkennen dieser Einflüsse und die Bewusstmachung für die Beteiligten dürfte für BeraterInnen einer der zentralen Aufgaben darstellen, daher ist dieses Kapitel vermutlich das Kernstück des Leseinteresses. Die Aufgabe der Führung besteht demnach in der Strukturentwicklung und/oder der Veränderung der mentalen Modelle der Beteiligten. Damit wird klar, dass es um die Gewinnung von Klarheit über die zukünftige Strategie des Familienunternehmens geht (ob man das gegenwärtige Modell beibehält oder einen „Modellwechsel“ anstrebt). Ist ein Modellwechsel geplant, empfiehlt sich auch ein Strategiewechsel. Ausführliche Beschreibungen (105-142) nehmen die LeserInnen mit in die verschiedenen Vorschläge, welche Steuerungsleistungen, Strategieüberlegungen und Veränderungsinterventionen geeignet sind, um dem Ziel folgend

(das strukturelle Risiko zu verringern), in den verschiedenen Unternehmensmodellen Unternehmensführung in kompetenter und der jeweiligen Komplexität gerecht werdender Form zu leisten.

In einem Anhangteil „Strukturdetails“ gibt es so etwas wie einen Blick in den Handwerkskasten. Insbesondere Funktionsweise und Aufgaben des Familienrates, des Verwaltungsrates, des Lenkungsausschusses (alle diese Gremien kommen in den vorlaufenden Kapiteln vor) werden vorgestellt. Aber auch ein Beitrag über die arbeitsplatzbezogene Abgrenzung zwischen Familie und Unternehmen, Anerkennung des Eigentums, Überlegungen zum Anforderungsmanagement, zur Professionalisierung der Managementmethoden und zu den Informationsstrukturen u.ä. ergänzen diesen Teil.

Das Buch ist sehr informativ, kann sich in seinen Inhalten auf eine breite Datenbasis stützen, ist interessant geschrieben, verfügt über eine lesefreundliche Strukturierung und stellt durch die Abbildungen eine weitere Infoebene zu Verfügung. Für SupervisorInnen, Coaches und BeraterInnen, die mit der Schnittstelle von Familiensystemen/Unternehmen zu tun haben und die sowohl am Einbezug von familiendynamischen wie organisationsdynamischen Perspektiven interessiert sind, ist diese Buch des spanischen Autorenteams eine anregende und sehr praxistaugliche Fachliteratur, die man kennen und nutzen sollte.

Übrigens, falls es Interesse über die fachlichen Hintergründe des Autorenteams gibt, seien diese hier noch genannt: Alberto Gimeno ist Professor für Betriebswirtschaftslehre an der ESADE Business School und der Ramon-Llull-Universität in Barcelona. Gemma Baulenas ist Psychologin und Professorin für Familientherapie und Konfliktlösung an der Universität von Barcelona, Hospital de Sant Pau. Joan Coma-Cros ist Betriebswirt und Unternehmensberater. Alle drei sind Mitbegründer einer Beratungseinrichtung für Familienunternehmen in Barcelona.

*Michael Faßnacht*

**Johann August Schüle/Hans-Jürgen Wirth (Hg.): Analytische Sozialpsychologie. Klassische und neuere Perspektiven, Gießen (Psychosozial-Verlag) 2011, 448 Seiten, 39,90 EUR.**

Die Arbeiten Freuds haben nicht nur unsere Vorstellungen über das Funktionieren der menschlichen Psyche nachhaltig beeinflusst, sondern darüber hinaus auch ein breites Spektrum sozialpsychologischer Betrachtungen angeregt. Freud hat sich immer wieder auch zu künstlerischen, rechtswissenschaftlichen und kulturpolitischen Fragestellungen geäußert, die bis in die Gegenwart hinein aufgegriffen, diskutiert, verworfen und weitergeführt wurden. Was liegt also näher, als die in diesem Rahmen behandelten Themenbereiche und angewandten Thematisierungsstrategien einmal intensiver zu beleuchten.

Der vorliegende, von Johann August Schüle und Hans-Jürgen Wirth herausgegebene Band zur „Analytischen Sozialpsychologie“ dokumentiert die Bemühungen des Arbeitskreises „Politische Psychologie“, das Projekt einer „psychoana-

lytischen Sozialforschung intern nicht abreißen und nach außen sichtbar werden zu lassen“. (S. 19) Und die Form, in der dies versucht wird, überzeugt sofort. Die Herausgeber nehmen Originaltexte aus der Geschichte der Psychoanalyse und kontrastieren sie mit aktuellen Interpretationen und Weiterführungen. Was mich dann im Lauf der Lektüre am meisten überrascht hat, sind die Anregungen, die sich vor allem aus den „alten“ Texte immer noch ergeben. Zwar kennt man die Hauptthesen zur „Zukunft einer Illusion“ oder zum „Unbehagen in der Kultur“, aber häufig nur – ich muss es zu meiner Schande gestehen – aus der Sekundärliteratur. Und die Ausführungen zu „Totem und Tabu“ oder „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ habe ich zum letzten Mal in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts in der Hand gehabt. Kurz gesagt: Das Wiedererinnern und Durcharbeiten der alten Texte bereitet nicht nur Freude, sondern schärft den Blick auf das Gegenwärtige.

Angesichts des Umfangs des Sammelbandes – es sind immerhin knapp 450 Seiten – und der Vielzahl der Beiträge ist es nicht gerade einfach, einen Überblick zu geben. Ich will es dennoch versuchen, um der Bandbreite der Anregungen, die sich aus der Lektüre ergeben, wenigstens ansatzweise gerecht zu werden. Im ersten Teil – überschrieben mit „Gesamtgesellschaftliche Diagnosen“ – setzt sich zunächst Robert Heim mit Freuds zentraler Schrift zur Religion „Die Zukunft einer Illusion“ (1927) auseinander und unterzieht die dort entfaltete fundamentale Religionskritik einer historisch-kritischen Reinterpretation. Hans-Joachim Busch widmet sich Freuds Schrift zum „Unbehagen in der Kultur“ (1932) und findet in der Fragmentierung und Zerfaserung der Gesellschaft eine der Hauptursachen für das gegenwärtige Unbehagen. Schließlich unternimmt Johann August Schüle in den Versuch, die Ausführungen Alexander Mitscherlichs zur „Vaterlosen Gesellschaft“ (1963) vor einer schlagwortartigen und verkürzten Rezeption zu retten. Sein Fazit: Mitscherlichs Gesellschaftskritik „wirkt in mancher Hinsicht naiv (weil die Dinge viel schlimmer gekommen sind), in anderer nicht nüchtern genug (weil er die weitere Entwicklung und die Gesamtdynamik nicht hinreichend berücksichtigt)“, aber sie bleibt „relevant – ihre zentralen Themen sind weder veraltet noch bewältigt.“ (S. 162)

Der zweite Teil – „Politik und Kultur“ – versammelt Aufsätze, die sich im weitesten Sinn mit sozialpsychologischen Sichtweisen auf das politische Geschehen auseinandersetzen. In einer beeindruckenden, sehr persönlich gehaltenen Auseinandersetzung mit den Freudschen Ausführungen „Über eine Weltanschauung“ (1933) blickt Emilio Modena auf seinen eigenen Lebensweg als psychoanalytisch inspirierter Marxist und als politisch engagierter Psychoanalytiker zurück. Im Anschluss daran werden die Bemerkungen Freuds über den amerikanischen Präsidenten „Th. W. Wilson“ (1930), denen die Abneigung für diesen Politiker nur zu deutlich anzumerken sind, mit einer kleinen Geschichte der Auseinandersetzung der Psychoanalyse mit Politik von Hans-Jürgen Wirths kontrastiert. Er geht der Frage nach, „wie sich individuelle Pathologie mit den sozialen Gegebenheiten im politischen Feld wechselseitig verzahnen“ (S. 165) Eine der zentralen Fragen des 20. Jahrhunderts stellt die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus dar, zu der Freud selbst

sich nur cursorisch geäußert hat. Seine Nachfolger, insbesondere die Autoren der Frankfurter Schule, haben diese Lücke gefüllt. Im Rückgriff auf Freuds Massenpsychologie hat Adorno in „Die Freudsche Theorie und die Struktur der faschistischen Propaganda“ (1971) die „Standardtricks der Agitatoren“ (S. 265) entlarvt. Hans-Dieter König entwickelt diesen Ansatz fort und bezieht ihn auf die neokonservative Bewegung in den USA, die George Bush zu einer zweiten Amtsperiode verhalf. An zentraler Stelle wird dabei seine Fernsehansprache zum 5. Jahrestag des 11. September szenisch rekonstruiert und beispielhaft gedeutet.

Der dritte und abschließende Teil ist überschrieben mit „Soziale Struktur und Triebchicksal“ und arbeitet an drei sehr unterschiedlichen Beispielen die latente psychische Funktion von sozialen Phänomenen heraus. Freud hatte in „Totem und Tabu“ (1912) schon darauf hingewiesen, dass sich im Verhalten primitiver Völker gegenüber ihren Häuptlingen, Königen und Priestern zwei sich widersprechende Grundsätze erkennen lassen: „Man muss sich vor ihnen hüten und man muss sie behüten.“ (S.315) Angelika Ebrecht schlägt die Brücke in die Gegenwart und untersucht die politische Psychologie der Monarchie am Beispiel von Prinzessin Diana – der Königin der Herzen. Im zweiten Beispiel zeigt Angela Kühner, wie die Auseinandersetzung mit Freuds „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921) dabei behilflich sein kann, die Instrumentalisierbarkeit kollektiver Traumata zu verstehen. Zum Abschluss dann führt ein Text von Otto Fenichel zum „Bereicherungs-Trieb“ (1938) zu den Ausführungen von Rolf Haubl zu „Geldpathologien und Überschuldung“. Die Überflusgesellschaft treibt ihre Mitglieder zu Kaufsucht, Überschuldung und Kleptomanie – Konsumpathologien, die zurückgeführt werden können auf Autonomiekonflikte. Und da es Frauen in der immer noch männerbündisch organisierten Gesellschaft besonders schwer haben, Autonomie zu erlangen, sind sie davon auch häufiger betroffen.

Insgesamt decken die Texte des Sammelbandes ein breites Spektrum von Themen ab. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit in den theoretischen Prämissen eint sie das Bemühen, „das lohnenswerte Projekt einer psychoanalytischen Sozialpsychologie zu tradieren und die Grundlage für weitere Entwicklungen vorzubereiten“ (S. 19) Viele kleine Steinchen im Mosaik einer psychoanalytischen Sozialpsychologie – absolut lesenswert.

*Jürgen Kreft*

## Veranstaltungshinweise

### FIS-Fortbildungsinstitut für Supervision

Steubenstr.34a, 65189 Wiesbaden.  
Tel.: 0611 603681, E-Mail: info@agm-fis.de

- **Masterstudiengang Supervision und Beratung:  
FIS und Universität Bielefeld  
21. Supervisionsausbildung des FIS**  
Neuer Beginn: Frühjahr 2012  
Ort: Mainz und Bielefeld  
Leitung: Prof. Dr. Katharina Gröning, Dr. Gerhard Wittenberger,  
Inge Zimmer-Leinfelder  
Für ausgebildete SupervisorInnen als Ergänzungsstudium möglich

### 3 Workshops für SupervisorInnen und BeraterInnen:

- **„Ich brauche dringend Ihren Rat, die Zeit ist knapp!“ –  
Leitungssupervision oder Coaching unter zunehmendem Druck –**  
ein Seminar für Supervisorinnen und Supervisoren, die ihre Arbeit mit  
Leitungskräften reflektieren oder sich auf die Arbeit mit ihnen vorberei-  
ten wollen.  
Termin: 11.–12.5.2012  
Ort: Münster  
Leitung: Dr. Monika Maaßen, Dr. Jürgen Kreft
- **Übertragungen im System –** ein Seminar für SupervisorInnen, Trainer  
und Beraterinnen, die Beziehungsdynamik in institutionellen Systemen  
psychoanalytisch verstehen wollen.  
Termin: 10.11.2012  
Ort: Kassel  
Leitung: Annegret Wittenberger und Dr. Gerhard Wittenberger
- **Meine Rolle bei Beratungsprozessen in und mit Organisationen –**  
ein Workshop für alle, die ihre Rolle im Kontext von Beziehungs- und  
Organisationsdynamik besser verstehen wollen.  
Termin: 15.2.–17.2.2013  
Ort: Mainz  
Leitung: Elisabeth Gast-Gittinger und Inge Zimmer-Leinfelder

- **Balintgruppen und Kontrollsupervision**  
in Münster, Dortmund, Kassel, Mainz, Mannheim, Neuenbürg, Freiburg,  
Zürich

### AGM – Arbeitskreis Gruppendynamik Münster e.V.

Steubenstr. 34a, 65189 Wiesbaden.  
Tel.: 0611 603681, E-Mail: info@agm-fis.de

- **Selbstbestimmung und Gruppenwirklichkeit.** Gruppendynamisches  
Training für alle, die etwas über sich und Beziehungen in Gruppen lernen  
wollen  
Termin: 5.–9.10.2011  
Ort: Mainz  
Leitung: Franz Leinfelder und Theresia Menches Dändliker
- **Rollenbewusst Beziehungen gestalten.** Ein gruppendynamischer Work-  
shop, der zum Verstehen und kreativen Gestalten von schwierigen Arbeits-  
beziehungen beitragen kann.  
Termin: 26.–29.01.2012  
Ort: Mainz  
Leitung: Elisabeth Gast-Gittinger und Inge Zimmer-Leinfelder

### istob

Zentrum für Systemische Therapie, Supervision und Beratung e.V., München  
Tel: 089 5236343; www.istob-zentrum.de

- **Aufbaumodul „Systemische Supervision“**  
Beginn: 12.–14.12.2011 und weitere 6 Seminare  
Informationsabend 12. Oktober 2011 jeweils um 19 Uhr im istob-Zentrum



## Angaben zu den Autorinnen und Autoren

**Sabine Benninghof**, Masterstudentin Supervision + Beratung an der Universität Bielefeld, Supervisorin i.A. FIS, Dipl. Ingenieurin, Tischlergesellin. Tätigkeiten im angestellten Verhältnis sowie auf freiberuflicher Basis in der freien Wirtschaft, an Hochschulen und im Ehrenamt.

**Doris Finke-Hoppmann**, Diplom-Sozialpädagogin, Diplom-Pädagogin, Lehrerin an einem Berufskolleg.

**Katharina Gröning**, Dr. phil., Erziehungswissenschaftlerin MA., Supervisorin, Hochschullehrerin an der Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik, AG pädagogische Diagnose und Beratung, forscht und publiziert zu Geschlechterforschung, Versorgungsforschung, Qualitätsforschung in der Pädagogik und im Gesundheitswesen, Mitherausgeberin der Zeitschrift Forum Supervision.

**Cornelia Hoffmann**, Dr. Phil., Dipl. Päd., Professur für den Bereich „Bildung und Erziehung in der Kindheit“ an der Fliebler Fachhochschule in Düsseldorf. Supervisorin i.A.

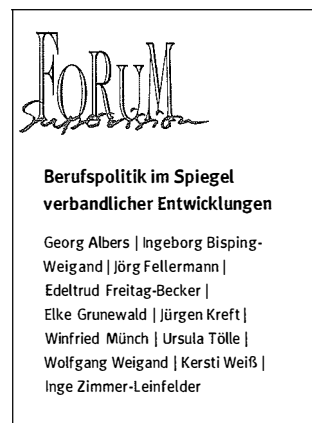
**Oskar Negt**, Prof. Dr. Dr. Studium der Soziologie und Philosophie in Frankfurt bei Horkheimer und Adorno, Assistent von Habermas in Heidelberg und Frankfurt; Prof. für Soziologie an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover bis zur Emeritierung 2002. Gastprofessuren in Bern, Milwaukee und Madison. Niedersachsenpreis für Publizistik (1996), Bundesverdienstkreuz (2006), Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch (2008), August-Bebel-Preis (2011).

**Barbara Riehn-Casarrubia**, Studium der sozialen Arbeit (FH Hannover), Zusatzausbildung Führen und Leiten (agm), Masterstudium Supervision und Beratung (FIS, Uni Bielefeld), Mitglied der DGSv.

**Annegret Wittenberger**, analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin (VAKJP), tätig in einer Psychologischen Beratungsstelle, Dozentin und Kontrollanalytikerin für analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie am Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie Kassel (DPG/VAKJP). Veröffentlichungen zur Kinder- und Jugendlichenanalyse.

**Inge Zimmer-Leinfelder**, Dipl. Psychologin, Supervisorin (DGSv), Lehrsupervisorin, Balintgruppenleiterin, Trainerin für Gruppendynamik (DAGG). Mitglied des FIS-Leitungsteams, Redakteurin der Zeitschrift Forum Supervision.

## Vorschau



### Berufspolitik im Spiegel verbandlicher Entwicklungen

Heft 39 (März 2012)

Redaktion: Inge Zimmer-Leinfelder und Ursula Tölle

Autoren: Georg Albers | Ingeborg Bisping-Weigand | Jörg Fellermann | Edeltrud Freitag-Becker | Elke Grunewald | Jürgen Kreft | Winfried Münch | Ursula Tölle | Wolfgang Weigand | Kersti Weiß | Inge Zimmer-Leinfelder.

- **Gelebte Geschichte der Supervision**  
(Heft 37/2011)
- **Supervision in Zeiten sozialer Beschleunigung** (Heft 36/2010)
- **Abschied von der reinen Lehre – längst schon Praxis?** (Heft 35/2010)
- **Gesundheitsförderung und Supervision** (Heft 34/2009)
- **Was heute zählt** (Heft 33/2009)
- **Supervision und Biografie**  
(Heft 32/2008)
- **Bilder, Erzählungen, Mythen**  
(Heft 31/2008)
- **Freiraum Supervision** (Heft 30/2007)
- **Supervision – Organisationsberatung – Coaching** (Heft 29/2007)
- **»Wenn etwas zu Ende geht« + Tagung »Scham«** (Heft 28/2006)
- **Strukturwandel in der Arbeitswelt**  
(Heft 27/2006)
- **Ethik in klinischen Organisationen**  
(Heft 26/2005)
- **Übergänge** (Heft 25/2005)
- **Veränderte Zeiten: Problem – Diagnose – Setting** (Heft 24/2004)
- **Schule und Supervision** (Heft 23/2004)
- **Supervision in interkultureller Perspektive** (Heft 22/2003)
- **Aspekte dynamischer Psychologie in Gruppen und Organisationen**  
(Heft 21/2003)
- **Supervision – Ein Weg in die Selbständigkeit** (Heft 20/2002)
- **Zeit als Faktor in der Supervision**  
(Heft 19/2002)
- **Supervision und Psychoanalyse**  
(Heft 18/2001)
- **Innere und äußere Realität**  
(Heft 17/2001)
- **Rollenidentifikation in sozialen Dienstleistungsberufen** (Heft 16/2000)
- **Supervision und Organisation**  
(Heft 15/2000)
- **Supervision im Umbruch** (Heft 14/1999)
- **Unbewußtes in Institutionen**  
(Heft 13/1999)
- **Supervision als selbstreflexive Institution** (Heft 12/1998)
- **Balintgruppenarbeit** (Heft 11/1998)
- **Supervision in Institutionen mit besonderer ideologischer Prägung**  
(Heft 10/1997)
- **Lehrsupervision** (Heft 9/1997)
- **Professionalisierung durch Konzeptentwicklung** (Heft 8/1996)
- **Supervision in den neuen Bundesländern** (Heft 7/1996)
- **Berufliche Sozialisation** (Heft 6/1995)
- **Geschlechterdifferenz** (Heft 5/1995)
- **Reflexionen über Politik und Aufklärung** (Heft 4/1994)
- **Identitätsentwicklung** (Heft 3/1994)
- **Professionalisierung und Akquisition**  
(Heft 2/1993)
- **Supervisionsausbildung** (Heft 1/1993)
- Sonderheft Nr. 1, 1996  
**Gerhard Leuschner zum 60. Geburtstag**
- Sonderheft Nr. 2, 1998  
**Qualitätssicherung durch Supervision – Qualität von Supervision**  
**3. Deutscher Supervisionstag**

Das Einzelheft kostet 14,- EUR. Das Jahresabonnement (2 Hefte) kostet 22,- EUR.  
Die Hefte 1–12, 13–24 und 25–36 kosten bei Komplettbestellung je 49,- EUR zuzügl.  
je 3,77 EUR Versandkosten.